

milde Brise
Michael Milde





© 2005 HANMER DESIGN

milde Brise

Michael Milde

Kurzgeschichten

EDITION OCTOPUS

Michael Milde, „milde Brise – Kurzgeschichten“

1. Auflage

© 2011 der vorliegenden Ausgabe: Edition Octopus im Verlagshaus
Monsenstein und Vannerdat OHG Münster

www.edition-octopus.de

© 2011 Michael Milde

michael-milde.de

Umschlag: MV-Verlag

Coverfoto: Martin Jäschke / Quelle: PHOTOCASE

Druck und Bindung: MV-Verlag

ISBN 978-3-86991-360-5

Alle Rechte vorbehalten. Ein Nachdruck oder eine andere Verwertung ist
nur mit schriftlicher Genehmigung des Autors gestattet.

GENRE: KRIMI 6
Diebeleien 7
Das Meeting 14
Maus und Mäuschen 24
Die Familie 36
Highnoon in Härschaad 42
GENRE: LIEBE + EROTIK 53
Fremdgang 54
Die Überraschungsbekanntschaft 64
Der listige Imker 67
Das Rezept 71
GENRE: HORROR 79
Pixelwelt 80
Der Fluch des M 86
Schattensplitter 98
Der Handwerksbursche und der Tod 107
GENRE: SCIENCE-FICTION 111
Der Planet des Kriegsgottes Mars 112
Im Zeichen des Feuers 125
Inkognito 139
GENRE: HOFFNUNG+ TOD 157
Der Stein des Kukulunga 158
Toto 167
LESEPROBEN 173
Der Zeitenwender 174
Das Post Scriptum Gottes 187

GENRE: KRIMI

Diebeleien

Die ersten Sonnenstrahlen kitzelten Doro an der Nase. Verschlafen streckte sie sich in ihrem Bett. Draußen, hinter der großen Fensterfront, plätscherte gemächlich der Main dahin.

„Was ne geile Party“, lallte sie vor sich hin. Drehte und wendete sich lustvoll in der Satin-Bettwäsche, um gleich darauf aufzuschreien.

„Aaaaaahhh!!!“

Ein schnarchendes Etwas neben ihr schreckte hoch. Unrasiert, überrascht aufgerissene Augen, und, soweit durch die heruntergerutschte Decke erkenntlich, nackt. Selbige zog sich Doro bis unter das Kinn. Sie stellte fest, dass sie nicht ihren üblichen Kuschelschlafanzug trug, sondern nur das von ihr selten benutzte Kostüm Evas.

„Wer sind ...?“

„Das heißt, Sie wissen nichts mehr?“, stotterte der Mann unsicher.

„Nein“, stieß sie entsetzt hervor und zog ein weiteres Stück der Decke, unter der sie augenscheinlich gemeinsam geschlafen hatten, zu sich. Vom hinteren Teil des Oberschenkels war gar zu viel zu sehen gewesen.

„Aber ...“, stammelte der Unbekannte in Doros Bett, doch dann lächelte er plötzlich. „Da war dann gestern doch ein Gläschen zu viel dabei.“ Breit grinste er über das ganze Gesicht.

Doro rutschte ungelenkt an den Rand des Bettes, immer darauf bedacht, dass alles bedeckt war, was bedeckt sein sollte.

„Das darf nicht sein“, keuchte sie entsetzt. „Haben wir etwa ...?“, dabei kreisten ihre Augen vielsagend um die Mitte des Bettes, den Inhalt ihrer Frage andeutend. Der

Unbekannte suchte mit der Hand auf dem Boden etwas, ohne hinzusehen. Er starrte unverwandt auf Doro.

„Wenn Sie nicht wollen, dann nicht.“

„Wie peinlich mir das ist“, stieß Doro hervor und legte eine Hand verschämt vor ihr Gesicht.

Er tastete nach seiner Unterhose und schlüpfte blitzartig unter dem kleinen Rest der ihm verbliebenen Decke in sie hinein.

„Dann gehe ich jetzt besser.“

Sie nickte erleichtert. Schnell stand sie auf und drückte sich gegen eine Zimmerwand. Der Mann sprang ebenfalls aus dem Bett und zog sich hastig weiter an. Seine Kleidung, alles in schwarz, lag auf dem Teppich verstreut.

Gerade wollte er das Zimmer verlassen, da blickte Doro ihn noch einmal an.

„Es wäre mir recht“, flüsterte sie, als habe sie Angst jemand könnte sie hören, „wenn das Ganze unter uns bliebe.“

„Ehrensache“, sagte der Mann, „der Kavalier genießt und ...“ Den Rest des Satzes schenkte er sich, strich sich aber stattdessen mit der Zungenspitze über die Lippen. Doro senkte peinlich berührt den Kopf und schloss verschämt die Augen.

Der Unbekannte stürmte nach draußen. Doch dann blieb er plötzlich vor der Wohnungstür stehen und hüstelte. Doro schien nicht zu hören.

„Die Tür“, sagte der Mann leise.

„Was?“, fragte Doro zurück.

„Die Alarmanlage, ich komme nicht hinaus.“

Auf Zehenspitzen tippelte Doro, eng in die Bettdecke gehüllt, durch den Flur, zog aus ihrer Handtasche, die auf einer kunstvollen Kommode aus der Gründerzeit lag, einen kleinen Sicherheitsschlüssel ohne Bart, aber mit vielerlei seltsamen Löchern hervor. Dann drückte sie sich

an dem Unbekannten vorbei zur Tür und schloss auf. Während sie damit beschäftigt war, griff der Mann blitzschnell in die Handtasche, aus der eine kleine Geldbörse herauslugte, und steckte diese unbemerkt in seine Lederjacke.

„Wiedersehen.“ Doro öffnete die Wohnungstür.

„Wiedersehen“, flüsterte der Mann zurück.

„Und kein Wort“, bat die Frau noch einmal.

„Kein Wort“, bestätigte der Unbekannte.

Kaum aus dem Haus und über die Alte Mainbrücke, stürmte er in die nächste Kneipe.

„Kaffee, stark und heiß.“

„Kommt sofort“, sagte der Wirt.

Zielstrebig lief der Mann in die hintere Ecke des Lokals, wo er bereits erwartet wurde.

„Was treibst du so lange, Tom?“, flüsterte ihm sein Kumpane zu.

„Du wirst mir nicht glauben, was passiert ist, Ede.“

Tom setzte sich. Er schwieg einige Minuten, bevor er das Geschehene berichtete, um die Spannung zu erhöhen.

„Ich, rein, über Regenrohr und Balkon“, begann er im Telegrammstil, „alles läuft nach Plan.“ Seine Worte untermalte er mit weit ausholenden Gesten.

„War ganz schön clever von mir, als Handwerker den Hebel unbemerkt rumzudrehen“, mischte sich Ede ein. Aber Tom winkte ab.

„Hör weiter“, sagte er. „Also, ich bin gerade dabei, die Schubladen im Wohnzimmer zu durchsuchen, da kommt die Tussi doch nach Hause.“

Ede war erstaunt.

„Was? Die ist doch auf diese Party gegangen, wie kann die da um elf ...“

„Ist doch piepegal“, unterbrach ihn Tom. „Jedenfalls ist die wieder zurückgekommen. Und was glaubst du?“ Er

starrte seinen Freund mit herausfordernd aufgerissenen Augen an.

„Einmal Kaffee.“ Der Wirt schob die Tasse vor Tom.

„Ja, was?“

„Kaffee“, antwortete der Wirt.

„Den meine ich doch gar nicht“, sagte Ede.

„Warum fragste dann?“, brummte der Wirt.

Ede war verwirrt.

„Ich, äh, ...“, aber dann winkte er ab. Mürrisch ging der Wirt wieder weg.

„Die Tussi ist zurückgekommen“, wollte Ede seinem Freund wieder auf die Sprünge helfen.

„Ja, aber ...“, begann Tom wieder.

„Aber wie?“, herrschte ihn Ede an, der langsam ungeduldig wurde.

„Betrunken.“

„Das soll auf so einer Party schon mal vorkommen“, kommentierte Ede, der nicht begriff, was daran so Besonderes sein sollte.

„Aber so was von betrunken“, grinste Tom, „die konnte sich kaum auf den Beinen halten.“

„Und dann?“

„Ist sie ins Bett gefallen und sofort eingeschlafen.“

Ede folgte mit offenem Mund.

„Und was hast du gemacht?“

„Ich hab sie dann ausgezogen“, lächelte Tom hintergründig.

„Was hast du gemacht?“

Ede verstand wieder kein Wort. Tom genoss die Situation und nahm erst einmal einen großen Schluck Kaffee. Langsam stellte er die Tasse wieder vor sich hin. Er schien Spaß daran zu haben, diese Kunstpause in seiner Erzählung zu zelebrieren. Ede konnte sich kaum noch auf seinem Platz halten vor Spannung.

„Erst ist mir natürlich Himmelangst geworden“, erzählte Tom weiter. „Tür zu heißt, Alarmanlage ist scharf. Da ich die Balkontür schon vorher geschlossen hatte, war ich eingesperrt.“

Ede schüttelte seinen Kopf, so abenteuerlich hörte sich das für ihn an.

„Und dann hast du sie nackig gemacht?“

„Ne, natürlich nicht“, sagte Tom. „Ich habe erst den Schlüssel gesucht. Das war ganz schön schwierig, denn ich wollte kein Licht und kein Lärm machen, damit die Tussi nicht wieder aufwacht.“

„Und, wo war der Schlüssel?“

„In ihrer Handtasche“, sagte Tom im Plauderton.

„Und dann bist du ab durch die Mitte?“

„Wäre ich dann jetzt erst hier?“

Ede überlegte kurz. „Nö.“

„Genau.“

Ede überlegte weiter, dann grinste er wieder.

„Du hast sie erst nackig gemacht und bist dann ab?“

„Das wäre ja ziemlich bescheuert“, sagte Tom. „Ich habe mir einen absolut obergenielen Plan zurechtgelegt: Nachdem ich den Schlüssel im Dunkeln nicht gefunden habe ...“

„Ach, du hast ihn gar nicht gefunden?“, fragte Ede, der nicht mehr sicher war, ob er die Geschichte verstand.

„Nein“, antwortete Tom, der mittlerweile nur noch mit Mühe seine Nerven ob des begriffsstutzigen Freundes im Zaum halten konnte. Er atmete ein paar Mal durch, um sich zu beruhigen. Dann erzählte er weiter: „Nachdem ich also mit ihr in der Wohnung sozusagen gefangen war, blieb mir nur die Flucht nach vorne.“

Edes Gesicht erhellte sich.

„Also doch Flucht.“

„Ja, aber in ihr Bett“, sagte Tom und setzte seinen scharfsinnigsten Blick dabei auf.

Edes Unterkiefer klappte nach unten.

„Denk doch mal nach“, forderte Tom seinen Kumpanen auf. „Wenn eine Tussi von einer Party besoffen heimkommt, kann es doch sein, dass sie sich jemanden mitbringt.“

„Genau“, grunzte Ede wissend.

„Und dann kann es sein, dass sie sich am nächsten Morgen gar nicht mehr so richtig an die Details erinnern kann.“

„Genau.“

„Vor allem wenn man gleichzeitig nackt unter derselben Decke aufwacht, stellt niemand die Frage, ob man auch gleichzeitig hineingestiegen ist.“

„Genau.“ Edes Augen leuchteten gierig.

„Also habe ich erst sie und dann mich nackig ge ...“, Tom stutzte, „ich meine, ... ausgezogen.“ Die einfache Wortwahl Edes sprang manchmal auf ihn über.

Abermals grinste Ede breit. Tom sah förmlich, wie dieser sich in seiner Fantasie das Geschehen ausmalte.

„Und dann hast du sie ...“ Statt eines weiteren Wortes wollte Ede eine unanständige Handbewegung benutzen, aber Tom vervollständigte seinen Satz.

„... alles getan, damit sie nicht aufwacht.“

Edes Augenbrauen schoben sich über der Nase zusammen, was sie immer taten, wenn er angestrengt nachdachte.

„Aha.“

„Genialer Plan, was?“, freute sich Tom.

„Und was ist mit dem Schmuck?“, fragte Ede.

„Ich bin froh, dass ich unerkannt herausgekommen bin.“ Von dem Geldbeutel in seiner Jackentasche wollte er seinem Freund doch nichts erzählen. Tom vermutete, dass der Betrag darin zu klein war, um ihn anständig durch zwei teilen zu können.

Im selben Moment klingelte irgendwo in der Stadt ein Handy.

„Ich finde das Collier nicht“, klagte Doro ärgerlich.

„Streng dich ein bisschen an“, beschwerte sich ihr Freund flüsternd am anderen Ende. „Ich kann doch nicht alles alleine machen.“

„Du hast die Tante auf der Ü30-Party doch nur abfüllen müssen, mehr nicht“, nörgelte sie. „Ich hab mich hier mit einem Konkurrenten rumgeschlagen. Aber ich hab ihn ausgetrickst.“ Doro freute sich über ihren vermeintlichen Erfolg.

„Du schaffst das schon“, munterte ihr Freund sie leise auf, aber doch in einem Ton, als interessierten ihn keine Einzelheiten.

„Warum flüsterst du eigentlich?“

„Sie schläft noch.“

„Du Schuft.“

Beinahe zärtlich strich Doros Freund über die Smaragde des schweren Colliers, das seine neue Freundin auch im Bett einfach nicht ablegen wollte.

Das Meeting

„Jetzt zeigt ihr Schnuckelchen euch noch von der Schokoladenseite und ich kann endlich mal wieder vor Mitternacht Feierabend machen“, murmelte Tanja Teusch ihrer sündhaft teuren Profikamera mit eingebautem Restlichtverstärker zu. Seit einer halben Stunde spähte sie durch ihr Objektiv zwischen den Lamellen der Jalousie einer leeren Wohnung auf das gegenüberliegende palastartige Bürogebäude, einem architektonischen Werk aus Glas und Stahl. Ihr Observierungsziel war der Besprechungsraum der TOP-Assekuranz im obersten Stockwerk. Tagsüber hätte Tanja es schwer gehabt, durch die getönten und spiegelnden Glasscheiben ein gutes Bild zu machen. Jetzt aber, bei Dunkelheit, waren die Büros, vor allem aber der große Sitzungsraum, bestens ausgeleuchtet und für ein gutes Bild geeignet.

Die Location passte, nun galt es, auf den rechten Augenblick zu warten. Nur für das richtige Motiv gab es Extra-Cash.

Tanja Teusch starrte auf das Display der Kamera. Und was sie sah, gefiel ihr gar nicht. Keine unpassend entkleidete Sekretärin, keine unsittliche Betriebsfeier, kein Fehlverhalten des verheirateten Marketingchefs. Dabei hatte dessen Ehefrau, Auftraggeberin der Detektei Teusch & Teusch, eventuelles Fremdgehen und Betrügen der Gattin so felsenfest mit Indizien untermauert, dass es eigentlich nach einem leichten Auftrag ausgesehen hatte. Kamera platzieren, klicken, der Kundin vorlegen und kassieren. Doch dort oben sah alles nach einem anstrengenden Meeting aus.

Vortrag am Flipchart, ab und zu wurden Akten geholt und eine Kaffeekanne herumgereicht. Es schienen fünf Mitarbeiter zu sein, die der Marketingchef Feuerbach zu

so später Stunde um sich geschart hatte. Zwei Männer und drei Frauen. Immer wieder verließen ein paar den Raum und kamen nach einiger Zeit mit Unterlagen zurück.

Es war den Strom des Akkus nicht wert, das zu fotografieren. Währenddessen schritt die Uhr voran und nichts Aufregendes tat sich.

„Mist! Keine Sondervergütung“, schimpfte Tanja in sich hinein. Sie schnappte sich ihr Handy aus der Damenhandtasche und wählte die Nummer von Thomas Teusch, ihrem privaten und beruflichen Partner.

„Was gibt’s?“, fragte der kurz angebunden. Im selben Moment hob einer der Meetingteilnehmer wie ein Schüler die Hand und verließ kurz darauf den Raum. Mehr Action war aber nicht zu sehen.

„Der alte Feuerbach scheint wirklich zu arbeiten. Keine Spur von einer Gespielin. Da hat wohl eine hysterische Ehefrau Gespenster gesehen.“

„Bau ab und fahr heim. Kein Grund, noch mehr Zeit zu verschwenden“, sagte Thomas müde.

„Ich weiß nicht, Frau Feuerbach war sich so sicher. Der Parfümgeruch. Das blonde lange Haar auf dem Jackett. Die ungewöhnlichen Überstunden ...“

„... und nichts dahinter“, unterbrach er sie. „Mach noch ein Bild zum Beweis seiner Unschuld, und dann ab.“

„Ich weiß nicht“, sagte Tanja zögerlich, „irgendetwas stimmt da nicht.“

„Wie? Du hast doch gerade gesagt ...“

„Weibliche Intuition.“

„O Gott, jetzt auch noch das, du Superdetektivin. Fahr heim, wir reden später, ich bin noch an einer anderen Sache dran und komme nach.“

Unschlüssig, ob sie ihre Arbeit hier wirklich beenden sollte, starrte sie wieder, wie seit über einer Stunde, auf

das Display. Der Mitarbeiter kam zurück und setzte sich. Zwei andere brachten Akten weg. Lustlos drückte Tanja auf den Auslöser, um wenigstens ein Bild des überflüssigen Einsatzes zur Kundin bringen zu können. Doch im selben Moment durchfuhr sie eine Idee, ja, elektrisierte sie förmlich. Hektisch packte sie ihre Sachen zusammen – Kamera, Stativ, Handtasche – und verließ die zur Vermietung stehende Wohnung, von der ihr ein Makler die Schlüssel für einen Tag überlassen hatte.

Binnen weniger Minuten war die Detektivin die Treppe hinuntergehasstet, verstaute ihre Fotoausrüstung im Auto vor dem Haus und bestückte sich mit einer kleinen Knopflochkamera knapp unter dem Ausschnitt ihrer Bluse.

Im Fahrzeug führte sie immer eine Grundausrüstung an Wechselkleidung mit, um sich rasch umziehen zu können. In ein seriöses schwarzes Jackett gekleidet, mit einer breitrandigen Brille auf der Nase und einem abgegriffenen Aktenhefter unter dem Arm, stöckelte sie wenig später über die Straße. Mit festem Blick und siegesgewissem Lächeln, das so etwas wie „Jetzt oder Nie“ ausstrahlte, schritt sie auf den Haupteingang der Assekuranz zu.

„Feuerbach bat mich, diese Unterlagen schnell vorbeizubringen“, erklärte Tanja dem kritisch blickenden Mitarbeiter des Betriebsschutzes.

„Dann geben Sie mal her“, brummte der Mann.

Doch Tanja zog sie ruckartig hinter ihren Rücken.

„Sorry, sensible Daten. Höchst vertraulich“, stotterte sie. „Die darf ich nur persönlich aushändigen.“

„Moment!“

Langsam, wie es sich für die Nachtschicht gehört, bewegte sich der Mann zur Telefonanlage.

„Wenn Sie unbedingt Ihren Job verlieren wollen, dann stören Sie ruhig dort oben“, ließ Tanja verschwörerisch hören.

„Hä?“

„Was glauben Sie, warum die das strategische Meeting um diese Zeit machen? Damit sie ständig von entscheidungsunfähigen Pförtnern rausgeklingelt werden?“

„Was?“

„Ich hab nichts gesagt“, gab Tanja schnippisch zurück.

Unsicher sah der Mann auf den Hörer der Telefonanlage. Scheinbar mit sich kämpfend. Dann drückte er den Knopf, der die automatische Einlasstür öffnete.

„Oberstes Stockwerk“, sagte er, um Seriosität bemüht.

„Ich sag auch nichts“, gab Tanja ihrer Finte noch einmal Nachdruck.

Bis sie mit dem Aufzug die genannte Etage erreichte, hatte sie noch einmal ihr Äußeres im Spiegel, der neben der Schalttafel angebracht war, überprüft. Tanja band sich das Jackett mit den Ärmeln lässig um die Hüfte und öffnete einen weiteren Knopf ihrer Bluse. Die Kamera war jetzt in optimaler Position. In einem winzigen Augenblick schaltete sie von der selbstbewussten Business-Lady zur schüchternen Praktikantin um. Und schon öffnete sich der Aufzug mit einem leisen Luftdruckgeräusch.

Mit ängstlich aufgerissenen Augen, unsicher geöffnetem Mund, geübtem Umknicken mit den Stöckelschuhen bei jedem fünften Schritt, ging sie in Richtung Sitzungsraum und war voll in ihrer Rolle.

Die Tür stand einen Spalt weit offen. Trotzdem klopfte Tanja.

„Wird auch Zeit, dass ihr wiederkommt“, zeterte eine männliche Stimme, „andere wollen auch mal Pause ...“ Doch er brach sofort ab, als er sah, dass jemand anderes in der Tür stand.

„Tschuldigung, Herr Feuerbach?“, flüsterte Tanja verlegen. Spielen musste sie dies nicht, ihr Mund war auf einmal stroh trocken. Ihre Nerven flatterten.

„Was wollen Sie denn hier?“, stieß der Angesprochene mehr erschreckt als wütend hervor. Er war sofort aufgesprungen und auf Tanja zugeeilt.

„Die Akten“, stammelte sie. „Ich bin doch die Praktikantin ... von der Poststelle ... hab die Akten vergessen ... hier.“ Sie zeigte auf das Bündel unter ihrem Arm. Noch bevor Feuerbach ein Wort sagen konnte, sprach Tanja atemlos weiter. „Es tut mir wirklich leid ... werfen Sie mich bitte nicht raus ... ich bin bereit, es wieder gutzumachen ... zu allem bereit ... bitte nicht dem Abteilungsleiter der Poststelle melden ... bitte nicht.“ Ängstlich rollte sich eine sinnliche Schmolllippe hervor und die schwere Brille rutschte bis auf die Nasenspitze.

Gönnerrhaft legte der Marketingchef seine Hand um Tanjas Schulter.

„Lass mal Mädels, da fällt mir schon was ein. Für so jemand wie dich“, dabei musterte er sie mit einem schmierigen Blick von oben bis unten, „gibt es immer eine reizvolle Assistentenstelle ... es sei denn ...“, die großen Augen hinter den dicken Brillengläsern der vermeintlichen Praktikantin schienen zu fragen, was, „... du liebst die Poststelle.“

Plötzlich stand eine streng blickende Mitarbeiterin neben Feuerbach.

„Ich weiß nicht, ob wir bei unserem Geheimmeeting ...“, mahnte sie, und Tanja sah im unteren Rand ihres unscharfen Blickfeldes, wie diese ihn in die Seite stupste. In dem Marketingchef vollzog sich eine schlagartige Wandlung.

„Gib schon her“, riss er ihr die Akte unter dem Arm hervor und gab sie sofort an seine Mitarbeiterin weiter.

„Und jetzt raus hier!“ Sein strenger Zeigefinger wies in Richtung Aufzug.

Höchst verunsichert über den abrupten Stimmungswechsel stakte Tanja ungeschickt rückwärts. Sie schalt sich wegen ihrer vermeintlich genial spontanen Idee, die jetzt im Desaster endete. Es fehlte noch, dass die Polizei gerufen würde.

Im selben Moment, als sich die Tür des Aufzuges hinter der Detektivin schloss, blitzte es wie ein Kuriosum durch ihr Hirn. Erst jetzt begriff sie, was sie gesehen hatte. Alle Sitzungsteilnehmer waren barfuss. Im selben Moment glaubte sie durch das Gehäuse des Aufzugs hindurch einen ekstatischen Jauchzer einer lebenslustigen Frau zu hören.

Sofort war der Detektivin klar: alles vorgeheuchelt, Fäke, Theater, Betrug. Sie, Tanja Teusch von der Detektei Teusch & Teusch, war einem Täuschungsmanöver aufgesessen. Dieses Meeting bestand nicht aus Arbeit, es bestand aus Pausen. Die wussten, dass sie observiert wurden. Und das Schlimmste: Sie hatte keinen Beweis.

Fluchtartig verließ Tanja das Versicherungsgebäude.

Später, im Büro der Detektei, rief Tanja noch einmal den anderen Teusch der Firma an. Doch es war nur seine Mailbox zu erreichen.

Schließlich entschied sich die Detektivin, der Kundin zumindest einen mündlichen Bericht zu liefern, wenn sie schon kein Foto hatte.

„Frau Feuerbach, ich war so nah dran.“ Mit Daumen und Zeigefinger deutete sie eine minimale Entfernung an und vergaß dabei, dass ihre Gesprächspartnerin sie gar nicht sehen konnte. „Da stimmt was nicht, und ich bin sicher, die sogenannten Meetings sind gar keine.“

Vom anderen Ende der Leitung wettete es los.

„Da erwarte ich schon mehr Einsatz von Ihnen, wofür bezahle ich Sie überhaupt? Von mir aus verführen Sie den Mann und machen Bilder davon ...“ Die Kundin wurde von Tanja leise unterbrochen: „Das hätte ich fast getan, aber seine Sekretärin ...“, doch die nahm das kaum wahr, „... alles, außer Mord, wenn es sein muss. Der verdammte Ehevertrag schreibt leider den Nachweis von Ehebruch vor, damit mir alles gehört. Verstehen Sie?“, brüllte Frau Feuerbach ins Telefon. „Haus, Garten, Ferienvilla, Firmenanteile. Einfach alles!“

Verzweifelt legte Tanja auf. Leider hing auch sie in einem Vertrag. Der schrieb vor, dass sie den Löwenanteil der Vergütung nur bei „Erfolg“ bekam. Erschöpft und niedergeschlagen fiel sie in das alte lederne Besuchersofa und legte ihre Beine auf die Lehne. Müdigkeit umfing sie.

Da schreckte die Detektivin durch das Läuten des Telefons auf. Spontan wollte sie aufstehen, aber dann blieb sie doch ermattet liegen.

Nach viermaligem Läuten meldete sich der Anruferantworter.

„Thomas? Bist du da? Ich weiß ja, dass ich dich nicht im Büro anrufen soll, aber es ist wichtig“, sagte eine weibliche Stimme, die Tanja sofort als die von Frau Feuerbach identifizierte. „Wenn du da bist, geh’ ran. Wenn nicht, ruf mich bitte sofort zurück. Also deine Mitarbeiterin, die Dings, die bringt es einfach nicht fertig, ein kleines kompromittierendes Bild von meinem wertigen Gatten zu schießen. Das kann doch für die langbeinige und vollbusige Tussi nicht zu schwer sein. Einfach eine drüber zieh’n, draufsetzen, knipsen, fertig. Da soll der später ruhig das Gegenteil behaupten, das machen dann meine Anwälte schon. Ach ...“ Tanja hörte, wie die Anruferin den Hörer aufknallte.

Eben wollte sie sich wieder Selbstvorwürfe machen, dass sie geschickter und entschiedener hätte vorgehen sollen, da klingelte wieder das Telefon.

„Feuerbach hier?“, rief eine Stimme in den Anrufbeantworter, „Mist aber auch ... Was sollte denn das? Ihre Partnerin war hier. Verstehen Sie? Persönlich! Erst dachte ich, das wäre so eine kleine Praktikantin, aber dann ist mir schon der Verdacht gekommen.“ Am anderen Ende der Leitung schnaubte es. „Mann, ich zahle nicht nur gut, sondern lade Sie auch zu unseren Sondermeetings ein, damit Ihre sogenannte Mitarbeiterin nur das vor die Linse bekommt, was wir wollen. Aber so ...?“ Für einige Sekunden wartete der Anrufer, ob sich noch jemand in der Leitung rührte. Dann beendete er mit einem barschen „Rufen Sie mich sofort an, wenn Sie da sind! Verstanden?“

Tanja sprang vom Sofa auf und stand unsicher auf ihren Beinen. Zu überrascht war sie von den zwei Nachrichten, die sicher nie für ihre Ohren bestimmt gewesen waren.

Ohne lange nachzudenken, schnappte sich Tanja Teusch aus der Ausrüstungstasche, die griffbereit hinter dem Schreibtisch stand, ein Brecheisen. Dann machte sie etwas, woran sie bislang nicht im Traum gedacht hätte. Mit einem kräftigen Ruck brach sie die stets verschlossene Schreibtischschublade ihres Mannes auf. Das minderwertige Schloss wurde sofort aus den Befestigungsschrauben gerissen.

In diesem Fach befand sich das, was Thomas Teusch auch vor den Augen seiner Partnerin verbarg. Bislang war das kein Problem gewesen, denn sie vermutete darin brisantes Material aus besonderen Aufträgen. Aber heute Abend wollte sie es genauer wissen.

Bargeld in Bündeln, diverse Dienstaussweise, ein Nachsichtgerät sowie einige DIN A 4-Umschläge. Der erste,

den Tanja öffnete, enthielt Fotos. Marketingchef Feuerbach mit einigen Mitarbeiterinnen während einer der mutmaßlichen Pausen. Eindeutiger ging es nicht mehr.

Ihr Partner besaß also schon alles an Beweismaterial, welches eigentlich Tanja beschaffen sollte. Doch das war es nicht, was Tanja erschreckte. Ihr Partner war auch auf dem Bild zu sehen. Grinsend zwischen zwei geschäftigen Damen.

„Du niederträchtiger Kerl“, flüsterte Tanja, dann griff sie sich den nächsten Umschlag. Als die Fotos aus diesem herauspurzelten, stockte ihr der Atem. Ihr Thomas und Frau Feuerbach. Angeheitert und lebenslustig. Sichtlich ineinander verschlungen.

Tanja verstand kein Wort mehr. Sie ließ sich entgeistert in die Lehne fallen.

„Hier läuft ein ganz mieses Ding“, zeterte sie los. „Aber nicht mit mir, Herr Teusch. Nicht mit mir.“

Rasch steckte sie die Unterlagen ein, plünderte das Betriebskonto per Onlinebanking bis zum Überziehungslimit und überwies das Geld auf ein nie aufgelöstes Girokonto aus ihren Jugendjahren. Dann schnappte sie sich noch den Zuckerstreuer und machte sich auf den Weg in die Garage. Dort standen die Lieblinge von Thomas Teusch. Ein PS-starker Landrover und ein schnittiges Cabrio. In den Tank des ersten Fahrzeugs ließ die hintergangene Ehefrau das Lebensmittel rieseln, das zweite bestieg sie.

Mit den Worten „Heute ist Zahltag!“ stürmte sie die Nobelvilla der Feuerbachs am Stadtrand. Während die Frau des Marketingchefs schon zum Telefonhörer gegriffen hatte, um die Polizei zu rufen, ließ Tanja die entscheidenden kompromittierenden Fotos achtlos auf den Boden fallen. „Sie sollten mit den Firmenanteilen und der Ferienvilla zufrieden sein, sonst ...“ Frau Feuerbach

wurde kreidebleich und legte den Hörer wieder auf die prunkvolle Gabel des vergoldeten Telefonapparats aus den sechziger Jahren.

„Mein Haus, mein Auto, mein Garten“, machte Tanja ihre Absichten noch deutlicher. „In weniger als fünf Minuten sollten Sie hier verschwunden sein, Frau Feuerbach. Wenn Sie noch irgendwas retten wollen, dann retten Sie sich doch selbst – am besten zu meinem Exmann.“

Maus und Mäuschen

In einer Stunde lief das Ultimatum ab. Kommissar Maus musste sich beeilen.

„Wieder nichts“, brummte er missmutig seinem Kollegen Schäfer über die heruntergekommenen Schreibtische aus den 70er Jahren hinweg zu.

„Vielleicht beim Friseur?“, flötete die junge Kollegin, die mit ihrem langen blonden Haar und ihrer burschikos erscheinenden grünen Polizeiuniform vom Nebenraum hereinhuschte. Dabei warf sie ebenso burschikos ein Fax in die Mitte beider Schreibtische, die Stirn an Stirn standen.

„Was ist das?“, fragte Maus desinteressiert, denn er überlegte noch immer, wie er seiner Frau mitteilen könnte, dass es heute später werden würde. Darauf legte sie großen Wert, wenn sie zum Essen verabredet waren. Vor allem, seit sie wegen seines unregelmäßigen Dienstes in eine eigene Wohnung in der Innenstadt gezogen war. Zu genervt war sie von seinem unplanbaren Kommen und Gehen. Von seinem erschöpften Brummen, wenn wieder einmal irgendetwas Nervenaufreibendes in der Arbeit passiert war.

„Das ist der Einzige, der nach der Analyse der Fachleute in Frage kommt“, sagte die junge Kollegin.

„Wer ist das?“, hakte Schäfer nach und griff nach dem Papier. Aber Maus hatte es sich schon geschnappt und las, auf gewohnte Weise brummend: „Schwanz.“

„Schwartz“, korrigierte die Polizistin lachend.

„Die könnten ruhig einmal Faxe erfinden, die man lesen kann“, sagte Maus.

„Der Schwartz“, meinte Schäfer, mit einer deutlichen Betonung auf ‚der‘.

„Wer?“, brummte Maus.

„Der, der den Erben der Hotelkette Schrilton entführt und 20 Millionen Lösegeld erpresst hatte.“

„Sitzt der nicht in Santa Fu?“

„Wie? Der sitzt?“ Schäfer erschrak, weil sich seine perfekte Zuordnung sogleich in Luft auflöste.

„Mmmhhh“, brummte Maus.

„Kann gar nicht sein“, flötete die junge Kollegin, „die Profiler vom BKA sind doch ausgewiesene Fachleute.“

„Was jetzt?“, fragte Schäfer.

„Ruf an!“, befahl Maus.

„Den Schwartz?“

Kommissar Maus saß in seinem hölzernen, aber drehbaren Schreibtischstuhl und rollte die Augen wegen der dummen Frage.

„Die Gefängnisleitung der JVA Fuhlsbüttel natürlich“, sagte er diesmal schon deutlich lauter.

„Wo ...?“, setzte Schäfer noch einmal an. Aber unterbrach sich gleich selbst und sagte: „... das Telefonbuch.“ Maus nickte nur streng dazu. Dann sah er kurz in das ratlose Gesicht seiner jüngeren Kollegin, die auf den obligatorischen grünen Schlips gern verzichtete und, quasi als Ersatz, einen Knopf des Uniformhemdes zu viel öffnete.

Danach streifte Maus' Blick noch besagten Ausschnitt und ergriff das Telefon. Aber auf der anderen Seite hob niemand ab. Fluchend warf er den Hörer in die Schale.

„Mist, das kann nur Ärger geben.“

„Aber du hast es doch versucht“, beschwichtigte die Kollegin.

„Erzähl das mal meiner Frau“, brummte Maus.

„Schwartz hat heute Fernsehabend“, mischte sich Schäfer wieder in das Gespräch. „Heute wird ‚Bernhard und Bianca‘ gezeigt.“

„Uihh, der Zeichentrickfilm“, schwärmte die Polizistin, „der ist schön.“

„Verdammt“, donnerte Maus, „dann lasst euch doch beide in Santa Fu einliefern.“ Sofort trat Stille ein. Mit einem solchen Ausbruch hatten die Kollegen bei ihrem Chef nicht gerechnet.

Der blickte nur streng zwischen Schäfer und der Polizistin hin und her. Dabei ließ er demonstrativ den Ausschnitt weg.

„Was jetzt“, flüsterte die Kollegin vorsichtig.

„Du nimmst das Fax, rufst den inkompetenten Sesselfurzer im BKA an und fragst ihn, wie blöd er wirklich ist.“

Die Angesprochene rührte sich nicht. Diese Anweisung wollte sie lieber nicht ausführen. Schließlich beruhigte sich Kommissar Maus wieder.

„Was haben wir also“, begann er eine erneute Zusammenfassung der vorliegenden Informationen.

„Den Anruf vom Erpresser“, meldete sich Schäfer.

„Eingegangen heute um 16 Uhr 35. Dauer ca. 20 Sekunden. Keine Rückverfolgung möglich. Elektronisch verzerrte Stimme. Vermutlich männlich“, ratterte die Polizistin die Fakten herunter.

Sogleich übernahm Schäfer das Wort.

„Er sprach von der Entführung einer weiblichen Person. Den Namen der Person haben wir nicht verstanden. Forderung: 1,5 Millionen Euro. Der Übergabeort wird um 21 Uhr 50 bekannt gegeben. Dann haben wir nur zehn Minuten Zeit, um dort hinzugelangen.“

Wieder meldete sich die Kollegin zu Wort. „Falls die Übergabe nicht in der angegebenen Zeit vonstatten geht, wird die Geisel getötet.“

Maus ergänzte: „Merkwürdig ist in diesem Zusammenhang, dass der Anruf auf der Mailbox eines Handys unserer Abteilung gelandet ist. Warum nur?“

„Weil wir die Zuständigen sind?“, schlug Schäfer vor.

Maus lächelte gelangweilt und verzichtete auf eine Antwort.

„Was machen wir jetzt?“, fragte die Polizistin.

„Wir warten bis 21 Uhr 50“, sagte Maus.

„Aber wir haben das Geld noch nicht“, meldete sich Schäfer.

„Es ist ohnehin unklar, ob wir das kriegen“, kommentierte Maus. „Wie spät haben wir es jetzt?“

„Nach drei Viertel schon“, antwortete die Kollegin.

„Dann versuche ich es noch einmal bei meiner Frau“, brummte Maus. „So lange kann sie doch nicht beim Friseur sein.“

„Vielleicht wird sie privat onduliert?“, feixte Schäfer. Ohne Vorwarnung flog ein Notizblock in seine Richtung.

Im selben Augenblick tönte hysterisch die Fünfte von Beethoven in einer kurzen Melodieschleife aus dem Diensthandy, welches irgendwo unter den Papieren und Akten lag. Die drei Polizisten erstarrten. Eine Sekunde später begannen alle drei von ihrer Seite aus zu kramen und zu wühlen, als wollte jeder zuerst an das Gerät gelangen. Eine weitere Sekunde später hielt es Maus in der Hand.

„Maus“, meldete er sich sachlich.

Angestregtes Zuhören.

„Das Geld ist da“, log er.

Seine typische, energisch erscheinende Falte scholl zwischen den Augen an.

„Was?“, schrie er in das Handy.

Maus prustete.

„Wo?“

Sichtlich geschockt atmete der starke, aber auch schwere Kommissar tief durch. Er wollte sich auf diese Weise beruhigen, was ihm augenscheinlich nicht gelang.

Schäfer hing an seinen Lippen. Die Kollegin war geistesgegenwärtig in den Nebenraum gespartet und gab Anweisungen an die Telefonüberwachung.

„Wiederholen Sie den Übergabeort“, brüllte Maus außer sich in das kleine Gerät, welches kaum sein Ohr bedeckte.

Aufspringen und das Handy vor Wut und Verzweiflung an die Wand hinter seinem Kollegen Schäfer werfen, war eins. Dann rannte der bullige Mann zur Tür. Er wollte sie gerade aufreißen, da wurde sie von außen geöffnet. Ein uniformierter Kollege trug an Handschellen einen dezenten schwarzen Aktenkoffer bei sich.

„Das Geld ist da“, vermeldete dieser erschrocken.

„Her damit“, befahl Maus. „Es geht jetzt um jede Sekunde.“

Umständlich fummelte der Geldbote an seinem Handgelenk, bis er das Schloss offen hatte. Der Kommissar riss ihm den Geldkoffer aus der Hand und spurtete den mit kalten Glühbirnen beleuchteten Gang hinunter.

„Sie müssen noch quittieren“, hörte er nur eine unsichere Stimme hinter sich.

„Das mach ich“, sagte Schäfer, der ebenfalls aufgesprungen war. Er hatte keine Ahnung, was los war, aber sein Kollege Maus schien jetzt jede Hilfe zu brauchen. Kurz ein unleserliches Namenskürzel auf den Quittungsblock geschmiert, folgte Schäfer Maus im Laufschrift. Durch die Tür des Nebenbüros sprang die junge Kollegin in den Flur. In der einen Hand die Uniformjacke und in der anderen ihre Dienstwaffe. Während sie den Flur hinunter rannte, versuchte sie die Pistole in den Gürtelholster zu stecken. Erst beim wiederholten Versuch klappte das Manöver. Im selben Augenblick verlor sie ihre Jacke und fiel zu Boden. Mit einem unflätigen Schimpflaut entschied sich die Polizistin, den Kollegen

zu folgen und die Uniformjacke einfach liegen zu lassen. Der Einsatz war jetzt wichtiger.

Auf dem Vorplatz des Polizeipräsidiums angekommen sah sich Schäfer nach Maus um. Das Dienstfahrzeug stand unberührt auf seinem Stellplatz. Die Kollegin, die wenige Atemzüge später das Haus verließ, erkannte schneller, was Kommissar Maus vorhatte. Er mühte sich etwas abseits des beleuchteten Parkplatzes mit einem schweren Polizeimotorrad ab. Sofort jagte die sportliche Frau zwischen den geparkten Dienstfahrzeugen und zivilen Einsatzwagen zu ihrem Vorgesetzten.

Der dumpf donnernde Motor der schweren BMW sprang an. Der Scheinwerfer schnitt einen Lichtkegel in die Dunkelheit. Maus wendete die Maschine nicht einfach, sondern gab Vollgas und zog die Vorderradbremse fest an. Das Hinterrad kreischte im Halbkreis herum. Dabei zog es einen breiten schwarzen Strich auf den Asphalt. Rauch stieg auf, und es roch nach verbranntem Gummi.

Dieses ungewöhnliche Wendemanöver gab der jungen Polizistin genug Zeit, Maus zu erreichen. Mit einem beherzten Sprung katapultierte sie sich auf den Sozius und hielt sich am Bauch des Kommissars fest. Keinen Moment zu spät, denn jetzt gab dieser Vollgas. Das Motorrad mit dem Geldkoffer quer über dem Tank rührte durch den Parkplatz und donnerte auf die Hauptverkehrsstraße.

Schäfer starrte den beiden kopfschüttelnd und mit offenem Mund hinterher. Er brauchte einen Augenblick, bis er sich wieder fasste. Dann rannte er zu seinem Einsatzwagen, startete Motor, Martinshorn und Blaulicht. Über Funk gab er die Lage an die Zentrale weiter und forderte Verstärkung an. Das Einzige, was er wusste, war, dass er seinen Kollegen Maus auf keinen Fall verlieren durfte. Er hatte ja keinerlei Informationen.

Der Kommissar und seine Kollegin rauschten mit Vollgas durch die Haupteinfallsstraße Richtung Innenstadt. Ohne Helm oder Lederzeug waren sie unterwegs. Bar jeder Vernunft und Vorschrift.

Maus, mit dem üblichen schwarzen Anzug bekleidet, gelockertem Schlips und Dienstwaffe im Schulterholster, kniff verbissen die Augen im Fahrtwind zusammen. Trotz der fortgeschrittenen Stunde war viel Verkehr auf den Straßen. Er steuerte die schwere Polizeimaschine hindurch. Mal links vorbei, mal rechts. Erschreckte Autofahrer hupten oder wichen aus.

Maus musste noch schneller werden. Er durfte sich nicht aufhalten lassen. Blaulicht und Martinshorn bahnten ihm den Weg. Wie von Geisterhand bildete sich eine Gasse in der Fahrbahnmitte. Röhrend drehte er das Gas wieder auf.

Seine junge Kollegin kämpfte gegen Todesängste an. Wenn die Maschine schnell fuhr, glaubte sie sich schon an den nächsten Brückenpfeiler geschmettert, wenn sie langsamer zwischen engen Fahrzeugen halsbrecherisch hin und her kurvten, fürchtete sie, sich unter den Rädern irgendeines Kleinlasters wiederzufinden. Mit den Fingernägeln krallte sie sich in den weichen Bauch ihres Vorgesetzten und schmiegte sich fest an ihn. Die blonden Locken im Fahrtwind ließen diesen Polizeieinsatz gar nicht als solchen erscheinen.

In den Nebenstraßen, die weniger befahren waren, schaltete Maus Martinshorn und Blaulicht aus. Je näher sie dem Einsatzort kamen, desto mehr musste er dafür sorgen, dass sie nicht von vorneherein bemerkt wurden.

Nur noch ein ruhiges Schnurren war von dem Polizeimotorrad zu hören, als es auf dem Fußweg vor dem Hauseingang des noblen Mietshauses zu stehen kam. Das ordnungsgemäße Abstellen der Maschine war Maus schon fast zu aufwendig. Er musste schnell weiter. In

wenigen Sekunden war es 22 Uhr, der Zeitpunkt, an dem das Ultimatum endete. Seit er am Handy vor wenigen Minuten erfahren hatte, dass die Geisel seine Frau und der Übergabeort ihre Stadtwohnung war, gab es für ihn kein Halten mehr.

Hektisch fingerte er die Schlüssel in das Schlüsselloch der Haustür, welche im Dunkeln lag, da er mit seiner starken Figur die nahe Straßenlaterne abschattete. Dann die Treppen hinauf. Schnell, aber leise. Die Beleuchtung des Treppenhauses schaltete Maus nicht ein. Er kannte seinen Weg und wollte niemanden auf sich aufmerksam machen.

Den Geldkoffer in der Hand und die Kollegin unmittelbar hinter sich, so hetzten sie Stockwerk um Stockwerk nach oben. Ihr Ziel: Fünfter Stock. Penthouse.

Normalerweise hätte er auch den Aufzug benutzt. Aber heute war kein normaler Tag. Er wollte keine unliebsamen Überraschungen erleben, sondern jeden Schritt unter Kontrolle haben. Wie leicht wäre es möglich, dass beim Öffnen der Aufzugstür im obersten Stockwerk jemand vor ihnen stehen könnte und den Einsatz damit gefährdete.

Schließlich erreichten sie die oberste Etage. Kommissar Maus war außer Atem. Erschöpft stützte er sich an das Treppengeländer und versuchte, tief und kontrolliert Luft zu holen. Dem Impuls zum Keuchen durfte er nicht nachgeben. Es wäre viel zu laut. Fürsorglich legte seine junge sportliche Kollegin ihm die Hand auf die Schulter. Anerkennend musste Maus feststellen, dass sie gar nicht schneller atmete. Nur im Gesicht und ihrem Dekolleté glänzten im diffusen Licht, das von der Straße herein fand, kleine Schweißperlen. Das blonde Haar leuchtete wie ein ... aber solchen Gedanken durfte sich Maus nicht hingeben. Er musste zu seiner Frau. Keine Sekunde durfte mehr verschwendet werden. Er stemmte seinen Körper

wieder auf die Beine. Nach Luft ringend, schlich der Kommissar zur Tür der Penthouse-Wohnung. Mit zitternder Hand führte er den Schlüssel ein. Kein Klappern am Metall der Schlossabdeckung durfte die Anwesenheit der Polizisten verraten.

Die junge Kollegin von Maus griff nach ihrer Dienstwaffe. Zog sie und hielt sie so, dass sie jederzeit in das kommende Geschehen eingreifen konnte.

Unendlich vorsichtig, damit das feine Klick-Geräusch, wenn die Falle des Schlosses zurücksprang, nicht zu hören war, drehte der Kommissar den Schlüssel. Nachdem die Tür geöffnet war, stieß er sie vorsichtig auf. In der Wohnung war es finster. Nur sanfter Schein drang von draußen herein.

Sie schlichen durch den Flur in den nächstliegenden Raum. Das geräumige Wohnzimmer mit edler Couchgarnitur in der Mitte und Blick über die Weiten der Großstadt. Niemand war hier. Auffällig nur die Unterlagen aus einem Aktenordner, die über den Boden verteilt waren. Aber Maus machte sich darüber keine Gedanken. Hier hatte er selbst mit seiner Frau heute Mittag wichtige Versicherungspolice herausgesucht.

Der Kommissar nickte seiner Kollegin zu. Wie nach einem bekannten Einsatzplan, der nicht mehr abgesprochen werden musste, ging es weiter. Zurück in den Flur. Die Tür zur Küche stand offen. Auch hier war niemand.

Die Polizeibeamten hatten nun die Schlafzimmertür vor sich. Gespannt blickten sie sich an. Maus nickte mehrmals, als würde er lautlos zählen.

Eins, zwei, drei.

Dann riss er die Tür sperrangelweit auf, damit seine Kollegin sofort hineinstürmen konnte.

Es war stockfinster im Raum. Die Rollos waren heruntergelassen. Nur ein kleiner Wecker mit grünen Leuchtziffern glomm vor sich hin.

Kein Geräusch war zu hören.

Die blonde Polizistin streckte ihre Dienstwaffe vor sich hin. Irgendwo hin. Maus hingegen machte keinerlei Anstalten zum Schulterholster zu greifen. Stattdessen schaltete er die Zimmerbeleuchtung an.

Im gedimmten Licht zweier dekorativ platzieren Stehlampen war ein französisches Bett mit übergroßer Matratze an der gegenüberliegenden Wand zu sehen. Darauf lag, an Händen und Füßen gefesselt, Frau Maus. Erst riss sie die Augen auf, erschreckt, was wohl jetzt mit ihr passieren würde, dann kniff sie sie geblendet zusammen.

Der Kommissar lief um das Bett herum und kniete sich neben seiner Frau auf den Boden. Seine Kollegin steckte die Dienstwaffe wieder in den Gürtel.

„Wie geht es dir?“, fragte Maus mit besorgt klingender Stimme. Wegen eines Klebebandes über dem Mund konnte Frau Maus nicht sprechen. Sie schrie stattdessen gegen den geschlossenen Mund an. Fürsorglich wollte ihr Mann das Band entfernen und nahm ein Ende zwischen Daumen und Zeigefinger. Aber seine junge Kollegin fasste seine Hand und hielt ihn davon ab. Stattdessen setzte sie sich, zur vollkommenen Überraschung der Geisel, neben diese auf das Bett und legte sich rückwärts quer über das Opfer. Dabei zog die Blondine ihren Vorgesetzten über sich.

Seine Hand ließ vom Klebeband ab, und er begann, mit glühenden Augen das Uniformhemd seiner Kollegin weiter zu öffnen. Wollüstig stöhnte sie auf, als seine Lippen ihr Dekolleté liebkosten. Das wilde blonde Haar bedeckte das entsetzte Gesicht von Frau Maus. Das Atmen wurde durch das Gewicht zweier Menschen deutlich erschwert.

Erotische Sekunden ließen den Vorgesetzten alles um sich herum vergessen. Erst, als er ihren BH, der raffiniert vorne verschlossen war, mit gierig zitternden Händen

öffnen wollte, stieß sie ihn mit einem Lächeln, welches mehr versprach, sanft von sich.

„Später, mein Hengst“, flüsterte die sinnliche Polizistin.

„Du hast recht, mein Mäuschen“, sagte Maus und rapelte sich auf. „Zuerst nach Plan weiter.“

Seine Kollegin sprang hoch, schnappte sich den Lösegeldkoffer. Mit einem Leuchten in den Augen, wie jemand, der sein Ziel erreicht hatte, stand sie in einer Pose, einer Mischung aus Erotik und Strenge, gleich einem Bild wollüstiger Raffinesse in Uniform, da und betrachtete den nächsten Akt des Planes.

Kommissar Maus konnte es nicht lassen, seiner Frau einen letzten demütigenden Gruß zu hinterlassen.

„Na, meine Liebe“, säuselte er in ihr Ohr, „hast du mit deinem eingeschränkten Verstand schon begriffen, warum wir heute Nachmittag die Police deiner Lebensversicherung gesucht haben?“ Wie ein Raubtier, über sein Opfer gebeugt, leckte er ihr über die Wange. Angewidert versuchte sie, sich wegzudrehen. „Du hast es einfach zu weit getrieben. Die Welt dreht sich nicht nur um dich. Jetzt bin ich dran, mein Leben zu leben.“ Wieder beugte sich Maus über seine Frau, um die andere Wange genüsslich abzulecken. Der Ekel war seiner Frau anzusehen.

Blitzschnell korrigierte die junge Polizistin die Einstellung der Zeitvorgabe der Bombe, die ihr Vorgesetzter schon heute Nachmittag unter dem Bett deponiert hatte.

„Wie lange haben wir noch, bis die Kollegen eintreffen?“, fragte Maus sachlich nach hinten.

„Vermutlich 3 Minuten“, kam postwendend die Antwort.

„Dann verstecke jetzt den Koffer“, wies er an.

Stillschweigend zog sich die Polizistin zurück, während Maus sich ein letztes Mal seiner Frau zuwendete.

„Weißt du, was der Unterschied zwischen dir und ihr ist?“, fragte er zynisch. „Sie ist die Geliebte eines reichen

Mannes, und du bist gleich nur noch gegrilltes Mus.“ Mit einem derben Ruck riss er der Geisel das festgetrocknete Klebeband vom Mund.

„Schreie ruhig noch ein bisschen in den letzten 60 Sekunden deines Lebens. So lange tickt nämlich die Uhr meiner Bombe“, versetzte er sie genüsslich in Panik.

Frau Maus schrie los. Gellend. Wie von Sinnen. Von Todesängsten getrieben.

Kommissar Maus erhob sich und weidete sich an seinem Opfer. In 60 Sekunden würde er gemütlich das Stockwerk darunter erreichen. Alles war genau geplant. Die Stahlbetondecke würde ihn so weit schützen, dass dennoch der Eindruck entstand, er sei im letzten Augenblick bei der versuchten Befreiung seiner Frau gerade noch mit dem Leben davongekommen.

Da fiel sein Blick auf die Zeitschaltuhr. Die Einstellung war verändert worden.

Drei, zwei, eins,

Ein Nachrichtensender meldete:

„Wir unterbrechen unser Programm für eine Sondermeldung: Eine gigantische Explosion äscherte gegen 22 Uhr das Penthouse in einem Mietshaus in der Innenstadt ein. Nach Informationen des Polizeisprechers wurde sie von einem derzeit noch unbekanntem Geiselnahmer ausgelöst. Dabei starben ein Kommissar und die Geisel. Eine junge Polizistin kam mit dem Schrecken davon. Der Geiselnahmer ist mit dem Lösegeld auf der Flucht. Die sofortige Fahndung wurde eingeleitet.“

Die Familie

„Morgen ist Zahltag!“

Verzweifelt und wütend schrie der Seniordirektor der Schnappwerke KG diese Worte immer und immer wieder in seinem Hirn. Wie zerschlagen verließ er den Bankpalast und ließ sich auf seinen Stammplatz im Fond der Firmenlimousine fallen. Sonst hatte er immer ein freundliches Wort für den diensteifrigen Fahrer, doch heute nicht.

„Dieser spießige, hochnäsige Sesselfurzer von Mittelstandsbetreuer!“

Schnapp konnte sich einfach nicht beruhigen. Es stand schlecht um die Traditionsfirma in der fünften Generation. Solange der Endfünfziger denken konnte, produzierte sein Unternehmen Schnappverschlüsse. Vom technisch einfachen, für den Massenmarkt, bis zu den neuen, hochwertigen elektronischen, die sogar in Waffensystemen und in der Weltraumtechnologie Verwendung fanden. Wo, das wusste der Firmeninhaber selbst nicht. Aber an ihnen kamen viele Konzerne in aller Welt nicht vorbei. Sein Haus besaß die Weltrechte auf einige geniale Erfindungen. Bis jetzt.

„Dabei ist die Tinte auf dem neuen Vertrag mit den Chinesen noch nicht trocken“, redete Seniordirektor Schnapp, wie zu einem unsichtbaren Verhandlungspartner. Doch nur der Fahrer hörte diese Worte und wusste, in diesen Momenten sollte er nur eines: Diskret weghören.

Wie in Trance stieg Schnapp aus dem Wagen, als sie das Verwaltungsgebäude im klassizistischen Baustil erreichten. Der Glanz von besseren Tagen schlug ihm ins Gesicht. Doch heute war der Direktor, ganz gegen seine sonst joviale und väterliche Art, in sich gekehrt. Keine

Frage an den Pförtner, wie es den Kindern gehe, oder ob die Praktikantin nun den ersehnten Studienplatz in Wirtschaftswissenschaften erhalten hatte.

Unter Tränen warf der Seniordirektor den Aktenkoffer mit den Präsentationsunterlagen, die beweisen sollten, dass es in den nächsten 12 Monaten mit der Firma wieder steil aufwärts gehen würde, auf die lederne Couch, die sein luxuriöses Büro zierte. Er selbst ließ sich in seinen Chefsessel vor dem, mit handgeschnitzten Verzierungen verschönten, Schreibtisch aus dem 19. Jahrhundert fallen.

Unaufgefordert kam Chefsekretärin Domenica herein und servierte ihm eine Tasse heißen Kaffee. Mit einem Schuss Milch und ohne Zucker - wie er es liebte.

„Kannst du dir das vorstellen, Domenchen?“, begann er seiner italienisch-stämmigen Büroperle, die es durch Fleiß und Loyalität innerhalb weniger Wochen von dem Posten einer Hilfskraft zur unverzichtbaren Stütze seiner Arbeit gebracht hatte. „Die Zahlen! Aber du kennst sie ja. Du hast ja alles in stundenlanger Arbeit zusammengestellt. Fakten, Prognosen, Gewinnkurven.“ Er schnaubte. „Doch was meinst du, was diese Hornochsen gesagt haben?“

Statt einer Antwort rührte Domenica nur fürsorglich und mit einem verständnisvollen Lächeln seinen Kaffee um.

„73, sagten sie. Diese Ignoranten, die nur auf ihrem Geld hocken“, bei der Erinnerung an das Gespräch lief Seniordirektor Schnapp vor Erregung blutrot an, „73-mal hätten sie den Schnappwerken in den letzten Jahren eine finanzielle Überbrückung geben müssen. Kannst du dir das vorstellen, Domenchen? Der Karrieregnom guckt nur in seine Tabellen und sieht keine Sicherheiten. Verstehst du? Sicherheiten!“ Er karikierte mit hoher verzogener Stimme den Bankmitarbeiter.

„Null Fantasie für die Zukunft.“

Dem Direktor standen schon wieder die Tränen in den Augen. Ohne Anweisung öffnete die Chefsekretärin eine Schublade des historischen Schreibtisches und entnahm einige Herztabletten. Sorgfältig schob sie diese neben die Kaffeetasse.

„Aber die Weltpatente, versuchte ich noch zu argumentieren, ... für die hohen, jährlichen Gebühren hätte ich sowieso keine Mittel mehr, unkte er bloß und ließ mich abblitzen.“ Mit einem warmherzigen Blick nahm Domenica die Tasse auf und hielt sie dem Seniorendirektor hin. Er nahm einen langen Schluck, gab ihr die Tasse zurück und seufzte.

„Morgen ist der Zahltag für die Löhne und Gehälter. Morgen werde ich vor die versammelte Mannschaft treten müssen, ... und meinen Söhnen, ... und sagen“, er zögerte, denn die Aufgabe diesen Gedanken auszusprechen, empfand er als eine tonnenschwere Last auf seiner Seele, „... dass nach beinahe 150 Jahren die Schnappwerke sterben werden.“ Dann lächelte er plötzlich in sich hinein. „Dabei hätte ich so gern dieses stolze Datum ...“, doch sogleich verdunkelte sich wieder sein Gesicht. „Gut, dass meine Frau das nicht mehr erleben muss.“

„Vielleicht kann ich helfen, wenn ich darf?“, fragte Domenica mit Unschuldsmiene und stellte die Tasse wieder ab.

Damit entlockte sie Seniorendirektor Schnapp ein müdes Lächeln.

„Mädchen, was kannst du schon tun?“, sagte er und strich ihr väterlich über die Wange. Dabei fiel ihm jetzt erst auf, dass sie heute ihr tiefschwarzes, schulterlanges Haar offen trug. Unter der Kostümjacke auch ein knapperes Shirt und der seriös gemusterte Schurwollrock war kürzer als sonst.

Für den Bruchteil einer Sekunde nahm Schnapp seine Sekretärin als verführerische Frau wahr. Doch einen Lid-

aufschlag später rügte er sich streng, der jungen Frau, die seine Tochter sein könnte, erotische Gefühle entgegenzubringen.

Zufrieden nahm Domenica den Blick ihres Chefs wahr und blickte sittsam zu Boden.

„Meine Familie ist groß, da hilft jeder jedem.“

„Und du glaubst, jemand von deiner Familie würde einem maroden Mittelstandsunternehmen mit einigen Millionen unter die Arme greifen ...?“ Er stieß ein gekünsteltes Lachen aus. „Wenn du das schaffst, dann fahre ich mit dir höchstpersönlich ans azurblaue Meer in DomRep.“

Ohne weitere Anweisung abzuwarten, verließ die Chefsekretärin das Büro. Direktor Schnapp konnte es sich nicht verkneifen, ihr hinterherzublicken. So genau, dass er sogar das aufreizende Muster ihrer schwarzen Nylonstrümpfe ohne Brille erkennen konnte.

Am nächsten Morgen gegen 5 Uhr riss das Läuten der Türglocke Seniordirektor Schnapp aus einem unruhigen Schlaf in seiner Villa. Mit sorgenvollem Blick öffnete er die Eingangstür.

Zwei uniformierte Polizisten grüßten mit einem nachlässigen Antippen der Schirmmütze.

„Morgen, Zackenbüll, mein Name. Wir haben eine Einbruchsmeldung bekommen. Kollegen sind schon vor Ort“, sagte der Erste ohne besondere Emotionen oder Mitgefühl zu zeigen.

„Sie müssten mitkommen und den Schaden beziffern.“

„Auch das noch!“, schrie Schnapp aus. Mit wehendem Morgenmantel rannte er in das Ankleidezimmer und ließ die zwei Beamten an der Tür zurück.

Zwanzig Minuten später stand der Direktor vor dem aufgebrochenen Tresor im Keller des Verwaltungsgebäudes.

„So hat der Nachtwächter das vorgefunden. Die Spurensicherung ist bei der Arbeit“, berichtete jemand, als die Polizisten mit Schnapp am Tatort eintrafen.

Ratlos blickte der Seniorendirektor in den leeren Safe. Außer einigen Papieren und Patentunterlagen war er leer. Wie auch gestern und vorgestern und dem Tag davor.

„Die Täter müssen absolut professionell vorgegangen sein. Nur dezente Spuren von Spezialwerkzeug. Außerdem öffnet kein einfacher Gelegenheitseinbrecher einen Stahlschrank dieser Güte in so kurzer Zeit“, berichtete ein anderer Polizist.

„Wir brauchen eine Liste vom Inhalt des Safes, bzw. von dem, was gestohlen wurde“, sagte Zackenbüll. „Eine Aufstellung der Bargeldbestände und so weiter ...“

Da wurde er von Schnapp unterbrochen.

„Heu ... te ... ist ... Zahl ... tag“, stotterte er entgeistert.

„Dann war also besonders viel im Tresor?“, fragte der Polizist noch einmal nach.

In diesem Moment stürmte Chefsekretärin Domenica herein und wedelte mit einer roten Mappe.

„Die Aufstellung ist schon fertig. Ich musste sie gestern wegen der anfallenden Quartalszahlen machen. Sie können davon ausgehen, dass der beschriebene Inhalt ziemlich aktuell ist.“ Lächelnd reichte sie diese an ihren Chef.

„Wa ...?“, doch alles Weitere blieb ihm im Hals stecken. Mit fahrigem Bewegungen blätterte er in den Unterlagen. Er kannte die Zahlen. Sie entstammten einer älteren, fiktiven Aufstellung für einen Barmittelbestand 12 Monate in der Zukunft.

Noch einmal blätterte Schnapp die Seiten durch und noch einmal. Immer hektischer atmend. Er konnte die Einträge kaum lesen, so zitterte er. Doch was er las, traf ihn wie ein Blitz.

Das eingetragene Datum war von gestern.

„Eine Kopie für die Versicherung liegt schon auf Ihrem Schreibtisch, Herr Direktor“, ergänzte Domenica.

„Du bist mein Engel! Du bist mein Engel!“, keuchte Seniordirektor Schnapp wie von Sinnen, als er sich in den schwülen Abendstunden in der Suite eines sündhaft teuren Hotels in der Karibik auf dem verführerisch jugendlichen Körper seiner Chefsekretärin abmühte. Mit dieser Frau hatte er in kürzester Zeit seine Firma saniert und in diesem Moment auch seine Lenden.

Als er am Tag des Einbruchs unter den bereitgelegten Versicherungsunterlagen in einem dezenten Umschlag die Flugtickets und die Buchungsbestätigung für ein Hotel in der Dominikanischen Republik vorfand, wusste er, dieses rassige Wesen wollte mit ihm nicht nur arbeiten, sondern auch Spaß haben. Und nach den aufregenden letzten Monaten nahm Schnapp sich vor, in diesem Urlaub vom trockenen Direktor zum heißblütigen Liebhaber zu mutieren. Die Signale Domenicas seit dem Abendessen unter Palmen waren eindeutig.

Nach Luft ringend und mit blauen Flecken im Gesicht wälzte sich Direktor Schnapp von seiner Sekretärin.

„Du bist mein Engel, ich werde dein Gehalt erhöhen müssen“, flüsterte er, stoßweise atmend, dann fielen ihm vor Erschöpfung die Augen zu.

Domenica drehte sich ihm zu, massierte sorgenvoll die Stelle, an der sich sein Herz befand.

„Du wirst mich jetzt heiraten müssen, Schnappi“, sagte sie wie nebenbei.

Direktor Schnapp riss die Augen auf.

„Warum?“

„Sizilianische Familien haben da sehr strenge Regeln.“

Selig lächelnd streichelte sie sich dabei über eine Stelle unterhalb ihres Nabels.

Highnoon in Härschaad

Die Sonne spiegelte sich in den glänzenden Oberflächen ihrer schwarzen Sonnenbrillen, als deren Träger drohend auf Michel zukamen. Drei hochgewachsene Männer in schwarzen Anzügen und ebensolchen Hüten. Die schmale Linie ihrer Lippen signalisierte Erbarmungslosigkeit. Sie machten nicht den Eindruck, als wären sie zu einem netten Gespräch unterwegs.

Synchron griffen die drei Leibwächter des älteren Herren, der im Hintergrund geblieben war, in die Innentasche ihrer Jacketts. Michel zweifelte keinen Augenblick daran, dass Pistolen, womöglich mit Schalldämpfer zum Vorschein kommen würden. Der alte Herr schien geistig abwesend und blickte einigen Wolken in der Ferne nach. Er hatte alles getan, was er sich für hier und heute vorgenommen hatte. Ein fragender Blick an den Unbekannten und, als keine befriedigende Antwort kam, der schicksalhafte Wink an seine Bodyguards. Kein Wort. Keine Erklärung. Keine Nachsicht.

Die Faustfeuerwaffen mit dem dicken, röhrenförmigen Schalldämpferaufsatz in der Hand, visierten die drei Auftragsnehmer ihr Opfer an. Michel tat ihnen nicht den Gefallen Angst zu zeigen. Er bettelte nicht um Gnade, stieß keine ‚Verzeih‘-Rufe aus und versuchte den Umstand auch nicht aufzuklären, der ihn in diese missliche Lage hier am Härschaader Bahnhof gebracht hatte. Er sah seinen Gegnern offen in die sonnenbebrillten Augen. Ein zögerlicher Schritt zurück, aber da spürte er nur die kalte Ziegelwand des Stationsgebäudes im Rücken. Es war soweit. Dass es soweit kommen musste, war Michel von vorneherein klar gewesen.

Allerdings war nun aus vager Vorstellung oder gar Angstfantasie grausame Realität geworden. Doch eines

war Michel klar. Es lief alles nach Plan. Nach seinem Plan. Eiskalt strategieren können nicht nur Auftragskiller. Beinahe professionell, ohne das verräterische Flackern in den Augen, riss das scheinbare Opfer blitzschnell seine Kleinkaliber Walther SSP hervor, die er unter der Jacke im Gürtel auf dem Rücken trug.

Drei schnelle Schüsse, ungläubige Blicke der Profis, und sie sackten zögernd, beinahe in Zeitlupe, zu Boden. Bevor der ältere Herr im Hintergrund registrierte was geschah, ereilte ihn das vierte der fünf Geschosse, welche die Waffe in ihrem Magazin beherbergt hatte.

Langsam schlurfte Michel zu einer Sitzgelegenheit auf dem Bahnhof. Dann steckte er seine Sportwaffe wieder ein und zog sein Handy hervor.

„Schnapp hier. Habe gerade vier Menschen getötet. Warte am Tatort.“ Er wollte eben auflegen, da ergänzte er kurz: „Härschaader Bahnhof.“

Es vergingen keine drei Minuten, da vernahm er bereits das Martinshorn der Polizei. Michel ließ das kalt. Ruhig wartete er. Wenige Minuten später konnte er aus den Augenwinkeln erkennen, wie ein uniformierter Ordnungshüter vorsichtig um die Ecke spähte. Auch das brachte ihn nicht aus der Ruhe. Er wollte sich schließlich nicht verdächtig machen.

Kaum stellten die Beamten fest, dass die Situation sicher war, rief der eine über Funk Notarzt und Spurensicherung. Ein zweiter kam auf Michel zu.

„Zackenbühl, mein Name.“ Er grüßte mit einem Tippen gegen seine Schirmmütze. „Sind Sie der Zeuge, der angerufen hat?“

„Nein.“

Irritiert suchte der Polizist schnell den Bereich zwischen Bahnhofsgebäude und Gleisen mit den Augen ab. Er konnte keinen anderen Menschen entdecken.

„Moment mal“, hakte er nach.

„Ich bin der Täter, der angerufen hat“, vervollständigte Michel seinen Satz.

Zackenbühl klappte der Unterkiefer herunter.

„Tonne, her da!“, rief er zu einem Kollegen, der gerade Anweisungen in ein Funkgerät schnurrte. Der reagierte sofort und kam schnurstracks herbei. Fragend blickte er Zackenbühl an. „Sichern!“

Zögernd steckte er sein Handy in die Jackentasche. Es war ihm im Gesicht abzulesen, dass er sich fragte, ob er wirklich die Waffe auf den ruhig lächelnden Bürger richten sollte, der friedlich auf der Bahnhofswartebank saß.

„Sichern!“, wiederholte Zackenbühl lautstark.

Wie in Zeitlupe zog Kollege Tonne seine Dienstwaffe. Dabei blickte er unsicher auf seinen Partner.

„Warum?“, kam es schließlich zögernd und leise über seine Lippen.

„Quatsch nicht“, war die einzige Reaktion. Ein kurzer Blick zurück auf die Toten mit der markanten kleinen Wunde zwischen den Augen, dann wieder zum vermeintlichen Täter. „Wo ist die Waffe?“

Schnapp lächelte.

„In meiner Jackentasche.“

„Was?“, erschrak Kollege Tonne.

„Eine KK-Walther SSP“, ergänzte Schnapp.

„Hände hinter den Kopf“, befahl Zackenbühl.

Der Angesprochene verschränkte die Arme lässig im Genick. Tonne nahm seine Waffe nun endgültig in Anschlag. Zackenbühl beugte sich nach vorne. Mit spitzen Fingern näherte er sich der Jackentasche.

„Was ist mit Sicherheitshandschuhen?“, gab Tonne zu bedenken.

„Schnauze.“

„Aber das wurde uns erst neulich bei der Fortbildung ...“

„Schnauze.“

„Ich meine, nur wegen der Sicherheit.“ Schnapp genoss das Schauspiel sichtlich.

„Willst du bis zum Eintreffen der Kollegen mit einem 4fachen Mörder warten, der die scharfe Tatwaffe noch bei sich trägt?“

Tonne dachte nach.

„Aber der ist doch ganz friedlich.“

Zackenbühl knurrte. Der Kollege braucht noch viel Berufserfahrung, bis er weiß, wie der Hase in diesem Job läuft, dachte er. Dann verzerrte er seinen Mund zu einem karikierten Grinsen.

„Du schaust doch auch immer so friedlich und bist doch eigentlich ein ganz scharfer Hund.“

Tonne überlegte, wie er zu dem unerwarteten Lob kam. Aber sofort nahm er seine Sicherungsaufgabe wieder wahr und wippte locker in den Knien.

„Verzeihen Sie bitte, Herr Wachtmeister“, begann Schnapp.

„Oberwachtmeister“, korrigierte Zackenbühl.

„Entschuldigung, Oberwachtmeister ...“

Der Polizist unterbrach kurz sein Vorhaben, den Mann zu entwaffnen.

„Ich bin vielleicht ein 4facher Täter, aber kein 4facher Mörder.“

Zackenbühl runzelte die Stirn, griff beherzt in Schnapps Jackentasche und zog die KK-Walther SSP zwischen Daumen und Zeigefinger hervor. Er schnupperte am Lauf.

„Das sagen sie alle. Tatsache ist, dass wir Sie sozusagen mit rauchendem Colt erwischt haben.“

In diesem Augenblick rauschte Verstärkung an. Weitere Einsatzwagen erreichten den Bahnhof. Die Spurensicherung, mehrere Frauen und Männer in weißen Overalls, nahmen sofort die Arbeit auf. Andere sicherten den Tatort. Der Bahnhof wurde gesperrt.

Zackenbühl gab die Tatwaffe nach hinten an einen anderen Beamten weiter, der diese sofort in einer kleinen sterilen Plastiktüte verschwinden ließ.

„Handschellen!“, befahl er seinem Kollegen Tonne.

Der steckte seine Dienstpistole ein und zog die Handschellen hervor. Ohne weitere Anweisung streckte ihm Schnapp seine Arme entgegen.

„Aber das lohnt nicht“, war sein einziger Kommentar.

Zackenbühl lachte heiser. „Nur nicht zu optimistisch. Denn, wie könnte es denn sonst sein, dass vier Menschen plötzlich versterben, wenn Sie den Bahnhof betreten?“

Da trat einer der Overallträger zu Zackenbühl und gab einen kurzen Bericht: „Vier Tote. Drei etwa Ende zwanzig und einer um die sechzig Jahre alt. Der Tod trat durch Kopfschuss ein. Sauber zwischen die Augen gesetzt. Das Werk eines Profis.“

„Zu viel der Ehre“, mischte sich Schnapp ein. „Ich bin ein leidlich guter Sportschütze und diese Waffe ist ordnungsgemäß angemeldet und eingetragen.“

Zackenbühl kniff die Augen zu einem Schlitz zusammen, als wollte er ein Raubtier kurz vor dem Sprung nachahmen. „Auch mit einer ordnungsgemäß angemeldeten und eingetragenen Waffe kann man morden. Oder sollte ich sagen – hinrichten? Jetzt legen Sie endlich ein Geständnis ab.“

„Ich gestehe, dass ich aus reiner Notwehr gehandelt habe.“

„Und das soll ich Ihnen glauben, Schnapp?“

Der Mann im Overall räusperte sich. „Drei der Toten sind bewaffnet.“

„Noch mehr Sportschützen?“, versuchte sich Zackenbühl an einem Witz.

„Nach Aussehen und Kaliber würde ich sagen: illegal bis kriminell. Jedenfalls hatten die toten Sportschützen

allesamt Schalldämpfer aufgesetzt. Das ist zumindest ungewöhnlich.“

Zackenbühl wunderte sich. Eine Falte zog sich rot durch seine Stirn, wie immer, wenn er intensiv nachdachte. „Und die Tatwaffe?“

„Die Walther SSP ist eine reine Kleinkaliber-Sportpistole.“

Verächtlich ergänzte er: „Ordnungsgemäß angemeldet und eingetragen.“

„Die Nachfrage bei der zuständigen Behörde läuft schon. Die SSP ist exklusiv, aber nicht ungewöhnlich.“ Der Spurensicherer ging wieder an seine Arbeit.

Zackenbühl kratzte sich am Kopf. An einen solchen oder ähnlichen Fall konnte er sich nicht erinnern. Ratlos ging er ein paar Schritte. Besah sich die Leichen der drei jüngeren Männer, deren Sonnenbrillen noch korrekt saßen. Hinter den Spiegelflächen der Gläser verschwand ein kleines Rinnsal von Blut. Dann nahm er den älteren Toten in Augenschein. Zackenbühl durchfuhr ein Ruck und er kam zum Verdächtigen zurück.

„Der Alte hat keine Waffe in der Hand. Trotzdem haben sie ihn erschossen. Was soll ich davon halten?“, fragte er drohend.

Mit leiser beseelter Stimme antwortete Schnapp, ohne den Anschein zu geben, die Drohung hätte irgendeinen Einfluss auf ihn. „Ich bin davon ausgegangen, dass er auch bewaffnet war. Er gehörte zu den drei anderen. War ihr Boss. Was sollte ich anderes glauben? Erwarten Sie, dass ich nach drei in hocheiliger Notwehr den vierten nach seinen Gefühlen für meine Person befrage? Ich fühlte mich bedroht.“

Zackenbühl kam mit der üblichen Verhörstrategie der Konfrontation mit Beweisen und Mutmaßungen nicht weiter. Er musste einen anderen Weg finden, wie er diesen merkwürdigen Fall lösen konnte.

„Dann habe ich hier mal eine Frage für Sie, die Sie nicht so einfach mit einem Lächeln wegbügeln können.“

Schnapp sah interessiert auf.

„Warum befinden sich drei unbekannte Schalldämpferpistolereros und ein unschuldiger, sportschießender Bürger zur selben Zeit am selben Ort?“

Für einen Augenblick verflog das selige Lächeln von Schnapps Gesicht. Doch einen Atemzug später hatte er sich wieder in der Gewalt.

„Ich weiß es nicht“, kam zur Antwort. „Vielleicht Schicksal.“

Zackenbühl brummte.

„Hier stimmt irgendwas nicht. Das stinkt drei Meilen gegen den Wind. Ich kann es förmlich riechen“, schimpfte er vor sich hin. Dann wieder an Schnapp gewandt: „Vielleicht sind diese drei und der Alte die unschuldigen Bürger und Sie ein raffinierter Auftragsmörder.“

„Auftragsmörder höre ich?“, rief der Mann im weißen Overall Zackenbühl zu. „Da haben Sie wieder mal ein gutes Näschen bewiesen, Herr Hauptwachtmeister Zackenbühl.“

Überrascht drehte sich der Angesprochene ihm zu.

„Nur Oberwachtmeister“, korrigierte er kleinlaut, „aber schön, dass sich mein Verdacht bestätigt.“

„Genau richtig. Wir haben Ausweis, Fingerabdrücke und die üblichen Sachen eingescannt und das Ergebnis ist eindeutig. International gesuchte Auftragskiller.“

„Was?“ Zackenbühl wurde unsicher.

„Genau. Mindestens eine Waffe konnte einigen unge lösten Mordfällen zugeordnet werden. Ich wette, da kommt noch mehr raus.“

Der Oberwachtmeister blickte ungläubig zwischen dem Mann von der Spurensicherung und Schnapp hin und her.

„Die SSP?“, fragte er noch einmal nach.

Der Overallträger lachte, als hätte er einen guten Witz gehört.

„Natürlich nicht. Ich spreche von den anderen.“

„Von einem der Toten?“

„Ja.“

„Und die Walther SSP?“

„Ordnungsgemäß gemeldet und eingetragen. Kleinkaliber Sportwaffe“, kam zur Antwort.

Zackenbühl schüttelte in Zeitlupe den Kopf, als hätte er irgendeinen Teil seines Mordfalles nicht verstanden.

„Der ältere tote Herr trug übrigens eine kleine zweischüssige, goldene Derringer in einem versteckten Halfter unter den Achseln.“

Zackenbühl kratzte sich am Kopf. Heute war offensichtlich nicht sein Tag.

Da meldete sich Kollege Tonne zu Wort: „Weiß man, wer der Alte ist?“

Zwei Augenpaare schnellten sofort in seine Richtung. Unsicher sagte er weiter: „Ich meine nur, wenn das wirklich der Boss von denen da sein soll.“

Schnapp verfolgte sichtlich vergnügt das Gespräch. Der weitere Verlauf entwickelte sich prächtiger, als er vermutet hatte.

In diesem Moment trat ein in zivil gekleideter Mann über die Absperrung der Polizei und kam schnellen Schrittes auf sie zu. Kariertes Jackett, Fliege und eine Nickelbrille. Schnapp stellte sich vor, dass nur noch braune Knickerbocker fehlten, um einen Super-Comic-Kriminalisten darzustellen.

„Zackenbühl. Meldung.“

Sofort zuckte dieser in Hab-Acht-Stellung und begann zu stottern.

„Äh, vier Tote, vier Schüsse und ... äh ... ein paar internationale Morde. Sieht nach Spezialnotwehr ... äh ... jedenfalls gibt es keinen Mörder. Ich meine das zwei-

schüssige Golddings ist nicht zum Einsatz gekommen ...“

Der Fliegenträger warf Zackenbühl einen rügenden Blick zu.

„Faseln Sie nicht. Wir bekommen ein Glückwunschfax nach dem anderen, weil wir hier einen entscheidenden Schlag gegen den gefürchteten harten Kern der sogenannten Familie geführt haben. Sogar die graue Eminenz des Gomorrha-Kartells. Aus Rom, Paris, London und was weiß ich woher. Die Preeticker sprechen sogar schon vom Highnoon in Härtschaad. Nehmen Sie sofort dem Mann die Handschellen ab. Er ist ein Held. Und das in meinem Revier.“ Der Stolz troff ihm förmlich aus dem Gesicht.

An seine Beamten gewandt, gab er nur noch kurz die Anweisung: „Von nun an Chefsache. Alle Presse nur über mich.“ Dann begab er sich auf den Bahnhofsvorplatz, auf dem sich schon die ersten Journalisten versammelt hatten und ihre Kameras aufbauten.

„Das hätte auch ganz schön knapp werden können“, stöhnte Schnapp, als er sich später in seinen Lieblingssessel fallen ließ.

„Klage nicht, das war es wert.“ Schnapp Junior, Teenager und zukünftiger Chefstratege der Schnapp-Werke, goss sich lässig einen Bourbon ein. Sein Vater winkte ihn heran.

„Der Whiskey ist für den Mann. Aber du darfst dir ein Radler machen.“

Sohnemann ließ sich jedoch von diesen Worten nicht beeindrucken. Er schwenkte kennerhaft das goldbraune Getränk und roch daran.

„Bei meinen Informatikkenntnissen bin ich also der Mann und ansonsten der Knirps? Pass lieber auf, dass die

nicht auf die Idee kommen, die Bankkonten vom Helden von Härtschaad zu kontrollieren.“

„Ich habe meine Finanzen im Griff“, schmunzelte Vater Schnapp. „Aber nochmal können wir sowas nicht machen.“

„Es hat doch Spaß gemacht. Einfach einen Zahlendreher im Banking-Programm der sogenannten Familie eingeben und schwupp landen 1,5 Milliarden Euro nicht in Bukarest, sondern auf unserem Privatkonto.“

Seniordirektor Schnapp nahm das Whiskey-Glas aus der Hand seines Sohnes.

„Bei einem Betrag in der Höhe versuchte sogar der Pate persönlich das Geld einzutreiben. Welch eine Ehre.“ Er nahm einen langen Schluck, schloss die Augen und genoss. Als er sie wieder öffnete, sagte er: „Nicht nochmal.“

Junior schnappte sich das Glas wieder und grinste schelmisch. „Warum? Ich habe herausgefunden, dass bei Beträgen über 500.000 € die Mafia-Innenrevision nicht sehr genau arbeitet.“

Senior erschrak. „Wir haben genug, mein Sohn.“ Er nahm ihm wieder den Whiskey ab und schwenkte ihn leicht. „Ein Hoch auf deinen Informatiklehrer.“

Im selben Moment kam eine schwarzhaarige jugendlich wirkende italienisch-stämmige Schönheit herein. Domenica, die einstige Mitarbeiterin des Direktors hatte sich schnell von der Bürohilfe zur Verlobten emporgearbeitet.

„Schnappi, freue dich, du darfst was entscheiden. Was soll ich zum Notar anziehen? Trägt man zur Testamentsbeglaubigung eher schwarz oder weiß? Wenn weiß, was trage ich dann zur Hochzeit?“

Seniordirektor Schnapp tat verwirrt. „Notar?“

„Du weißt doch, Ehevertrag ist nicht alles, Schnappi. Da waren wir uns doch einig.“

Sohnemann nahm erneut das Glas und prostete ihr zu.

„Hochzeit fällt aus. Familie bleibt in Familienhand.“

Ihr Gesicht wechselte von bleich nach rot und wieder nach bleich. Augenscheinlich suchte sie nach Worten. Doch sie schnappte stattdessen nur hilflos nach Luft.

„Keine Verträge mit Personen aus dem Umkreis international gesuchter Krimineller. Unsere Familie hat da leider sehr strenge Regeln, Domenchen.“

GENRE: LIEBE + EROTIK

Fremdgang

Der Zucker war alle.

"So ein Mist ", schimpfte Karl-Heinz vor sich hin.

"Dir auch einen schönen Tag", grüßte jemand freundlich.

Karl-Heinz erkannte Bruno, den Lebenskünstler, der lässig mit einer Hand in dem renommierten Café im Herzen der Altstadt nach der Bedienung schnippte, und sich mit der anderen den Stuhl zurecht schob.

"Ach", brummte Karl-Heinz missmutig.

"Schlecht drauf?", fragte Bruno überflüssigerweise.

Statt einer Antwort stürzte der Angesprochene den Zuckerspender auf den Kopf. Ein paar wenige Kristalle purzelten auf den Tisch. "Da lohnt sich hinterher nicht mal das Tischabwischen."

Bruno zog fragend die Augenbrauen zusammen. "Der Zucker wird dir doch die Suppe nicht versalzen haben?" Er liebte solche Wortspiele.

"Meine Dingsaffären lohnen das Duschen hinterher auch nicht."

Die Bedienung in lässigen Jeans, aber mit artigem Schürzchen stöckelte dienstbeflissen, mit einem Block in der Hand heran.

"Einen heißen Kaffee für mich und eine heiße Affäre für meinen Freund, bitte", bestellte Bruno frech. Die Servicekraft notierte alles genau. Dann sah sie auf, noch einmal in ihren Block, blätterte darin, dann sah sie wieder auf.

"Tut mir leid", versuchte sie eine gelangweilte Entschuldigung abzuspulen, "aber eine heiße Affäre haben wir nicht auf der Nachmittagskarte."

"Nicht auf der Nachmittagskarte?" Bruno tat empört. "Was machen wir denn da?"

Interessiert blickte Karl-Heinz auf. Mit Scannerblick musterte er die Bedienung. Weiblich, enge ausgewasche-

ne Jeans, apartes kleines Schürzchen, welches trotz des sterilen Weiß auch als Lendenschurz durchgehen könnte, lässiges Top (Farbe egal), sehr weibliche Ausstattung und brünettes, hochgestecktes Haar, aus dem gelegentlich eine lila Strähne spitzte. Genau der Typ Frau, der ihm keinen Zucker im Leben gönnte.

"Vielleicht ja auf der Abendkarte", überlegte die Bedienung kurz, aber nicht besonders interessiert.

"Ja?", fragte Bruno nach, in der Erwartung, es würde noch was kommen.

"Die gilt ab 17 Uhr, da habe ich keine Schicht. Nur nachmittags, weil eigentlich studiere ich Religionswissenschaften und mache den servilen Mist nur wegen der Kohle. Verstehste?" Dabei wollte sie lässig die widerpenstige Strähne greifen, die immer wieder ihrem Arrangement aus Haarpracht, Haarnadeln und Haarschleifchen, entkam. Doch der Bleistift störte. Kurzerhand steckte sie ihn in den Dutt hinein und spielte nachdenklich mit der Locke, die quer über das Gesicht hing.

"Sie Arme, das muss ja fürchterlich sein. Den Kopf voller fundamentaler Mysterien und an Tisch fünf will der einen Milchkaffee, der andere Macchiato, der nächste Café Latte, dann einer nur schwarz oder Cappuccino. Das ist ja der reine Wahnsinn. Wie halten Sie das nur aus?"

Ein Leuchten huschte über die überschminkten Augen der Frau hinweg.

"Ist lieb von dir. Verständnis haben nur wenige." Bei diesen Worten beugte sie sich vor und stützte sich, Bruno zugewandt, mit dem Ellbogen auf dem Kaffeehaustischchen auf. Das leichte Sommertop konnte seiner Funktion der Bedeckung nur noch schlecht nachkommen. Zumindest aus Brunos Blickrichtung. "Dabei ist die Welt, der Geist und die Tiefe der Seele und so, so tiefgehend. Vielleicht sollten wir das mal ausdiskutieren, so substantziell

und so." Beinahe zärtlich zog Bruno die Strähne zwischen ihren Fingern hervor und drehte sie lustvoll um die eigenen.

"Ich bestehe darauf, dass ich den Kaffee mitbringe." Ein unartikulierter Wohllaut entkam den roten Lippen der Servicekraft. "Außerdem habe ich noch ein altes Reclam-Heftchen von Nietzsche. Da gibt es einige Stellen, die ich gern mal wissenschaftlich erklärt haben möchte. Es gibt so vieles, was ich nicht weiß."

Karl-Heinz sah nur noch ein jeansbedecktes Hinterteil vor sich. Obwohl das an und für sich nicht ohne war, wusste er eines ganz genau: Er war abgemeldet. "Ich bräuchte noch Zucker."

"Gemeinsam im Reclam schmökern hat so was Nahes, so etwas Inniges, so etwas Intimes. Gedanken fliegen auf ..."

"Der Zuckerstreuer ist leer. Ich trinke meinen Kaffee immer mit Zucker", meldete sich Karl-Heinz wieder zu Wort.

"Ich liebe die kleinen Heftchen auch sehr. Sie haben einen Ehrenplatz in meiner Privatbibliothek."

"Ich liebe Männer, die belesen sind", flüsterte die Servicekraft.

"Ich verehere Frauen mit Köpfchen", gestand Bruno, als würde ihm ein geheimes Geständnis entlockt.

"Und ich liebe Zucker in meinem Kaffee, solange er noch heiß ist", ließ sich Karl-Heinz vernehmen.

"Ich glaube, wir sollten ... ", versuchte Bruno zu vermitteln.

"Ich glaube auch", sagte die Bedienung und stellte sich wieder aufrecht hin. Wobei sie nicht vergaß, ihr Top geradezustreichen.

"Einen heißen Kaffee, der Herr", fasste sie noch einmal zusammen, bevor sie auf dem Absatz kehrt machte.

"Und Zucker", rief ihr Karl-Heinz noch hinterher. Doch er bezweifelte, dass sie ihn wahrgenommen hatte.

"Netter Service hier", lächelte Bruno.

Karl-Heinz schüttelte den Kopf.

"Die war doch nett und zuvorkommend, meinst du nicht?"

"Wie machst du das nur?"

"Was?"

"Na das!"

Bruno kratzte sich am Kopf, als verstünde er nicht ganz.

"Na, das mit den Frauen. Die hätte es doch jetzt und hier mit dir gemacht, wenn ich keinen Zucker bestellt hätte."

"Tiefschürfende Seelen finden eben immer zusammen", säuselte Bruno.

"Tiefschürfende Seelen", brummte Karl-Heinz, "dass ich nicht lache. Die hatte doch offenkundig weniger im Dings", worauf er eine vielsagende Handbewegung um den Kopf herum machte, "als im Bumms."

Bruno schüttelte den Kopf. "Ich fürchte, mit dieser Einstellung bekommst du von den Frauen nicht einmal ein Zuckerstückchen."

In diesem Augenblick kam die Bedienung und servierte Bruno den bestellten Kaffee. Unübersehbar steckte eine Visitenkarte des Kaffeehauses unter der Tasse. Ebenso unübersehbar die handgeschriebene Telefonnummer. Den Zucker hatte sie offenkundig vergessen. Während sich Karl-Heinz noch brav, wie ein Schüler, der aufgerufen werden wollte, meldete, war die Servicekraft schon wieder unterwegs. "Es ist wie bei der Jagd des Urmenschen", sprach Bruno weiter, „der richtige Zeitpunkt und die richtige Taktik müssen miteinander harmonieren."

"Urmensch", äffte Karl-Heinz nach.

"Vieles in uns hat Millionen Jahre alte Ursachen. Ich sage nur Stammhirn und Gene."

"Taktik?"

"Wenn du eine Hirschkuh jagen willst, sei eine Hirschkuh - sage ich nur."

"Du bist eine Hirschkuh?"

Bruno lächelte weise. "Natürlich. Du könntest sie auch sein, wenn du wolltest."

"Ich will keine Hirschkuh sein."

"Was willst du dann?"

"Ich wollte heute fremdgehen. Aber so richtig, mit Schmackes und allem Drum und Dran."

"Du und fremdgehen?" Bruno zeigte sich belustigt.

"Warum denn nicht? Ich bin immer noch ein Mann mit männlichen Bedürfnissen, aber die holde Weiblichkeit gönnt mir ja nicht mal die Süße in einem Kaffee."

"Was sagt denn da deine liebe Antje dazu?"

"Der lieben Antje", Karl-Heinz betonte erst überzogen, dann wütend, "geschieht das recht."

"Ja, was hat denn die liebe Antje gemacht?"

"Sie hat mir unterstellt, ich wäre zu blöd, um fremdzu-gehen. Was sagst du jetzt dazu?"

"Du und fremdgehen? Dafür müsstest du dir doch erst eine Gebrauchsanweisung kaufen. Sowas wie 'Seitensprung für Dummies'."

"Hab ich gemacht."

Bruno konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen.

"Im ersten Kapitel steht's drin. 'Männer wollen immer und Frauen immer öfter'. Besonders interessant waren die Seiten über das Genshopping. Dass nämlich die Ur-menschenfrau sich gern allein beim Wasserloch rumge-trieben hat, um sich die Gene eines Fremden zu besor-gen. Damit der eigene Stamm stark und gesund bleibt. Heute würde man das Affäre nennen."

"Interessante Erkenntnis. Wie hast du die umgesetzt?"

Karl-Heinz druckste kurz herum, um eine Formulierung zu suchen, in der er sich selbst nicht zu sehr loben würde. "Manche würden vielleicht sagen: Perfekt! Ich habe mich am Wasserloch auf die Lauer gelegt und dann gewartet" Sein Gesichtsausdruck sollte zeigen, dass sein Gesprächspartner, sich den Rest gut denken können würde. Dem war aber nicht so.

"Du hast an einem Wasserloch auf wen gewartet?"

"Auf eine Frau, die sozial abgesichert ist, also keinen festen Partner sucht, aber gern mit einem attraktiven Mann etwas machen möchte."

"Genmaterial shoppen?"

Karl-Heinz streckte abwehrend die Hände von sich. "Nein, das natürlich nicht mehr. Das ist zwar der genetische Auftrag aus dem Stammhirn aus Urzeiten, aber heute möchte die Frau vielleicht nur etwas Abwechslung, ohne ihre festen sozialen Strukturen zuhause aufgeben zu müssen."

"Wie bei einer Wellness-Kur?"

"Der Vergleich ist, glaube ich, ganz treffend."

Bruno hakte sofort nach. "Wieviele stammhirngesteuerte Frauen hast du denn schon gewellnesst?"

Karl-Heinz Blick wanderte traurig zu Boden. "Keine."

"Dabei warst du so gut vorbereitet."

Sofort schnellte sein Blick wieder nach oben. "Gell, des sagst du auch. Es hätte klappen müssen!"

"Was hattest du denn für eine Strategie?"

"Strategie?"

"Ich meine, wie bist du an die Damen herangetreten? Wie hast du Kontakt aufgenommen? Welche Worte hast du dir zurechtgelegt?"

"Gesagt hab ich nix. Das hätte ich mich nicht getraut. Am Ende halten die mich für so einen Lustmolch!"

Wieder musste Bruno grinsen. "Aber wie hast du auf dich aufmerksam gemacht?"

"Ich hab mich angeboten", erklärte Karl-Heinz in einem Tonfall, als wäre das nun wirklich selbstverständlich. "Hab dem weiblichen Stammhirn die Güte meines genetischen Materials signalisiert. Ärmel hochgekrepelt, Muskeln gezeigt, Bauch eingezogen, verwegen männlich geguckt, die ganze Palette."

"Und kein weibliches Stammhirn hat Hormone ausgeschüttet?"

Karl-Heinz zuckte die Schultern. "Ich weiß nicht, zumindest hat es keine gezeigt. Vielleicht haben die mich auch nicht bemerkt."

"Ich denke eher, das liegt an der gnadenlosen Selbstdisziplin der Frau von heute."

"Und wie komme ich dann zu meiner Genabgabe?"

"Ich hab dir schon gesagt: Wenn du eine Hirschkuh erlegen willst, musst du selbst zur Hirschkuh werden."

Verständnislos starrte er Bruno an. "Was willst du mit deiner Hirschkuh, ich bin doch kein Sado-Sodo-Dingsbums-Lüstling."

"Das ist auch nicht der Sinn dieses Vergleichs. Der Sinn ist, du musst spüren, was die Frau eigentlich braucht und zuerst zum Gleichgesinnten werden, um es ihr dann zu gewähren."

"Genau das habe ich doch gemacht. Ich bin zum Wasserloch, also zum Gabelmannbrunnen, und wollte den Frauen das geben, was sie doch eigentlich wollen, die Luder!"

"Was wollen sie denn?"

Karl-Heinz überlegte. Ihm fiel nichts ein. Da half ihm Bruno auf die Sprünge.

"Komplimente, Anerkennung, Verständnis, Zuwendung."

"Hätte ich doch noch alles auf dem Plan gehabt, aber keine Chance bekommen, das auszuspielen. Aber du? Du sagst der Bedienung kein Kompliment über die lila Locke

und trotzdem, kaum hast du deine Bestellung aufgegeben, wickelst du die, zusammen mit der ganzen Frau, um deinen Finger – auch noch mit bestem Bergblick."

Karl-Heinz beschloss spontan alles auf eine Karte zu setzen. Er winkte die Servicekraft herbei. Zögerlich nahm sie ihn wahr. Schleppend kam sie auf ihn zu.

"War noch was?", fragte sie geistesabwesend.

"Ich bin auch ein Intellektueller, so ein Tiefdenker." Einladend zog Karl-Heinz noch seine Augenbrauen hoch.

"Ach, der Zucker. Kommt gleich." Und schon war sie wieder weg. Die Mundwinkel von Karl-Heinz flogen förmlich nach unten. Doch genauso fix schnellten sie wieder nach oben. Die Bedienung kam zurück. Mit Zucker. Warmherzig lächelnd stellte sie ihn hin und setzte sich, als wäre es das Selbstverständlichste der Welt, auf Brunos Schoß.

Noch bevor Karl-Heinz wusste was er denken sollte, fuhr sein Freund mit dem Gespräch fort, als wäre nichts geschehen. "Weiter darfst du mich nichts fragen. Da kenne ich mich nun wirklich nicht aus. Ich habe keinen Ratgeber gelesen. Du bist mir meilenweit voraus." Karl-Heinz verstand kein Wort. Doch Bruno sprach weiter: "Ich bin zwar leidenschaftlicher Frauenverdreher, aber hoffnungslos monogam mit meiner Rest-of-Life-Lebensabschnittspartnerin Bea verbunden. Fremdgehen - ja!, gern und oft - aber nur mit ihr. Heute ist sie die Studentin und morgen ich der Fremdenführer. Womit wir wieder beim Fremdgehen wären. Immer wieder gern."

Karl-Heinz klappte der Unterkiefer herunter.

"Ich bin Bea, hallo." Freundlich streckte sie ihm die Hand zum Gruß entgegen.

"Karl-Heinz, Wasserlochplantscher," stotterte er.

"Seine Frau meinte, er wäre sogar zum Fremdgehen zu doof", sagte Bruno.

"Das stimmt doch sicher nicht", versuchte Bea ihn mit fürsorglichem Blick aufzumuntern.

"Dann seht ihr mich hier also fröhlich mit einer heißen Frau auf meinem Schoß rummachen?"

"Ich sehe einen Mann mit versteckten Vorzügen und Qualitäten. Wie ein gereifter Wein. Nicht einer der schnellen Sprudelmixgetränke, sondern etwas für Kenner."

"Und keine Kennerin weit und breit." Traurig rührte Karl-Heinz in seiner Tasse. "Wenigstens habe ich heute noch einen Zucker in meinen kalten Kaffee bekommen. Aber das war ja schon ziemlich alles von der mir zustehenden Lebenslust." Ein lauter Seufzer entrang sich seiner Brust.

"Was hat deine Frau denn genau gesagt? Denn so ein Satz ist eher ungewöhnlich bei einer langjährigen Beziehung."

"Sie hat irgendwas von irgendwo erzählt. Weiß nicht mehr genau. Und dann hat sie gesagt, dass dieser Dings, dieser Kerl ganz süß fremdelt. Ich solle mir das doch mal vorstellen."

"Kann es sein, dass deine Frau von keinem erwachsenen Mann erzählt hat?", mischte sich Bruno ein.

"O, o", mahnte Bea, "ich glaube, ich weiß wo das Problem liegt."

"Wo denn?"

"Strategieregel eins bei Frauen: Zuhören und Ernst nehmen. Dann wird das gemeinsame Sinnsenspiel hinterher noch schöner."

"Ich glaube, das steht erst im nächsten Kapitel von meinem Buch."

"Das Buch kaufe ich dir auch", sagte Bea und küsste Bruno, noch ehe er etwas darauf sagen konnte.

Karl-Heinz schnappte sich seine Jacke und warf sie lässig über die Schultern. Vor dem Nebentisch, an dem sich

eine Gruppe Frauen angeregt unterhielt, blieb er stehen. "Hallo ihr Schneckla!", dabei strich er genüsslich über seinen Bauch. "Mein Wein ist aus bester Südlage, bis in den Spätherbst gereift. Unerreichbar für euch. Braucht gar ned so guggn. Ist nur was für so besondere Menschen, wie mei Frau. Tschau."

Die Überraschungsbekanntschaft

Nach der langweiligen Sitzung brauchte er unbedingt einen heißen Kaffee. Nur schnell raus aus dem kargen Verwaltungsgebäude. Thomas, endlich auf der Straße, atmete tief durch. Frische Luft durchzog seine Lungen. Vertrieb die trockene Luft in seinem Inneren.

Auf dem Weg zum Auto lag das altherwürdige Luitpoldcafé. Thomas war schon oft dort gewesen. Freute sich auf seinen Lieblingsplatz und gab in Gedanken schon eine Bestellung auf.

Endlich dort, musste er feststellen, dass viele andere auch den sogenannten Geheimtipp unter Bambergs Cafés kannten. Egal, dachte er sich. Ein kleines Plätzchen wird sich schon finden lassen.

Die rustikale Abteilung war schon voll. Also strebte Thomas zielsicher dem langen, gleich einem großen Wintergarten gestalteten Raum zu. Bahnte sich den Weg zu seiner Lieblingscouch am hinteren Ende.

Sie war frei!

Mit elegantem Schwung wollte er sich um die Zimmerpalme, die davor stand, herumschwingen und sich auf die Couch fallen lassen. Aber ... da saß jemand. Thomas erstarrte in verdrehter Haltung.

„Hallo“, lächelte ihm ein Engelsgesicht entgegen.

„Ha ... ha ...“, stotterte Thomas, „ist ... ist hier noch frei?“

Statt einer Antwort lud sie ihn mit einer freundlichen Handbewegung ein.

„Danke“, sagte Thomas und setzte sich vorsichtig in das äußerste Eck der Couch. Mit möglichst viel Abstand zu der etwa gleichaltrigen Frau, die es sich in der gegenüberliegenden Ecke, versteckt hinter der Zimmerpalme bequem gemacht hatte.

„Ganz schön voll hier“, stammelte Thomas und schielte verlegen hinüber. Im selben Augenblick fuhr ihm durch den Kopf, dass die Bemerkung ziemlich dumm war.

„Jetzt sogar bis zu diesen letzten Platz“, witzelte sie. Thomas spürte von der Seite ihren Blick auf seiner Wange. Und die fing prompt an zu glühen. Wegen der Hetze hierher, oder ...? Thomas traute sich nicht weiterzudenken.

„Ich komme gern in das Café, um einen Kaffee zu trinken“, versuchte er es weiter mit Small Talk. Wieder hatte er das Gefühl, etwas Dummes gesagt zu haben.

„Ich auch“, erwiderte sie und neigte sich ihm etwas zu. „Der rustikale Flair, dieser lange Wintergarten hier ...“

Thomas war nicht in der Lage, länger zuzuhören. Er erwiderte ihren Blick. Fiel förmlich in die tiefblauen Augen dieses von schwarzen Locken umrahmten Engelsgeichts. Das Gefühl der glühenden Wangen wandelte sich in angenehme innige Wärme. Er betrachtete ihre Augen, die ihre Worte mit einem herzlichen Ausdruck unterstrichen. Er bemerkte die zarte schlanke Nase, die geschwungenen roten Lippen, das doch energische Kinn ...

„Und Sie?“, fragte die Frau unvermittelt.

Schlagartig war er wieder da und hatte kein Wort von dem verstanden, was sie gesagt hatte.

„Ich ... ich bin ...“, stotterte Thomas.

„Was möchten Sie bestellen.“ Die Bedienung war plötzlich aufgetaucht.

„... ein Milchkaffee.“

Seine Tischnachbarin kicherte los. Die Bedienung verbiss sich ein Grinsen.

„Ich möchte auch ein Milchkaffee sein“, bestellte der schwarz gelockte Engel.

Jetzt endlich konnte Thomas seine Unsicherheit abstreifen und lachte aus vollem Herzen. Nicht nur aufgrund der komischen Situation, sondern auch der ganzen An-

spannung wegen, die das überraschende Treffen mit dieser Traumfrau in ihm auslöste.

Das Eis war gebrochen. Was folgte, war eines jener seltenen Gespräche, die man nicht führt, sondern von denen man geführt wird und sich gern führen lässt. Es ging quer durch viele Themen. Musik, Literatur und Kunst. Sonne, Mond und Sterne. Mit jedem neuen Gedanken, jedem neuen Punkt ihres Gesprächs kamen sie sich näher. Fanden Gemeinsamkeiten in ihren Vorlieben und Ansichten. Immer wieder kleine Berührungen, um Gesagtes zu unterstreichen.

Aus einem Milchkaffee wurde ein zweiter. Der Nachmittag ging zur Neige. Und es kam der Abschied.

„Nimm die Linke, sie kommt von Herzen“, reichte sie ihm die Hand. Die Rechte, das fiel Thomas erst jetzt auf, hing verdreht hinab. Sie war gelähmt. Thomas blieb keine Zeit, zu stutzen.

„Gibst du mir bitte meinen Stock.“ Da erst sah Thomas die Krücke. In einer lustigen knallroten Farbe, aber doch eine Krücke. Behindert? Schwerbehindert? Thomas wusste nicht, was er denken sollte.

Viel zu lange dauerte die Pause. Seine Bekanntschaft lächelte verlegen, nickte aber dann aufmunternd. Jetzt musste er reagieren, irgendetwas tun. Aber auch ein Teil von Thomas war wie gelähmt. Diese wunderbare Frau, diese außergewöhnliche Erscheinung ... konnte das sein?

Dann lachte er laut auf. Wie hatte er sie in den vergangenen Stunden immer wieder in Gedanken genannt: Traumfrau ...! Er war ja so dumm, kindisch, gewöhnlich.

Thomas reichte ihr nicht die Krücke. Er bot ihr seinen Arm.

Der listige Imker

Es war einmal Mariechen, das Mädchen mit den gülden Haaren, den gleichen gülden Haaren wie sie ihr Mütterchen früher gehabt hatte.

„Geh' und lasse diesen Eimer vom Imker mit Honig füllen. Ich bin krank und Honig ist die beste Medizin.“

„Ja, Mutter. Ich werde mich beeilen und sogleich Honig für dich holen.“

Warnend hob diese noch den Zeigefinger. Schwächlich versuchte sie sich dabei im Bett aufzusetzen. Hustend nach Luft ringend.

„Mein Mariechen, lasse Vorsicht walten. Achte darauf, dass keine der Bienen dich sticht und dulde nicht, dass sich der Imker auf dich legt.“

„Arme, kranke Mutter,“ lachte Mariechen, „ich werde tun wie du sagst und darauf achten, dass keine Biene mich sticht oder der Imker sich auf mich legt.“

„Gut, gut,“ hustete die Alte erneut, „jetzt geh' und komme recht schnell wieder.“

Auf einem Beinchen hüpfend wollte das Mädchen, welches schon sichtbar erblüht war, gerade zur Tür hinaus. Dort drehte sie sich noch einmal um.

„Mutter, warum würde denn der Imker sich auf mich legen wollen?“

„Weil er alt ist, mein Mariechen, und du jung und schön.“ Noch einmal hob sie warnend den Finger. „Wenn er sich auf dich legt, wirst du alt und er jung und schön.“

Das Mädchen lachte fröhlich auf.

„Dann achte ich darauf, dass er sich nicht auf mich legt.“

Und sie war zur Tür hinaus.

Fröhlichen Herzens sprang und sang Mariechen auf ihrem Weg zur Imkerhütte am Bergeshang, wo die bunten

Blumen blühen. Ihr Röckchen flatterte wie eine Fahne im Wind, doch ihr Mieder war artig verschnürt. Der Imker sah das Mädchen mit seinem Eimerchen schon von weitem kommen.

„Herr Imker, Herr Imker,“ rief sie, als sie seine Tür erreichte.

„Komm' rein, wer immer es ist,“ antwortete er aus seiner Imkerstube. Dort hantierte er mit gar seltsamen Dingen, die Mariechen noch nie gesehen hatte.

„Ich soll für meine kranke Mutter Honig holen,“ sagte sie artig, „dabei soll ich darauf achten, dass mich keine Biene sticht und der Imker sich nicht auf mich legt, hat die Mutter gesagt.“

„So,“ lächelte der Imker, der Mariechen gar nicht so alt erschien, wie ihr erzählt worden war, „dann werden wir erst einmal aufpassen, dass dich keine Biene sticht.“ Derweil räumte er den Tisch frei.

„Stell' nur dein Eimerchen auf den Boden und beuge dich über den Tisch“, sagte er.

Artig tat das Mädchen, wie ihm geheißen. Es stellte das Eimerchen zu Boden und beugte sich lang über den Tisch. Der Imker schlug sogleich ihr Röckchen zurück und strich mit seinen flinken langen Fingern zwischen ihren Beinen hin und her.

„Wie passe ich denn auf, dass mich keine Biene sticht?“, fragte Mariechen.

„Ich muss die Süße der Feuchte in dir messen,“ sprach der Imker. „Es tut gar nicht weh.“ Schon steckte der Imkerstab und maß die Feuchte. Immer wieder und hin und her. Mariechen hielt sich solange am Tischrand fest und freute sich sehr, dass sich der Imker so um sie sorgte.

Schließlich befand er, dass die Süße der Feuchte gut war und nahm seinen Messstab heraus.

„Jetzt wird dich keine Biene stechen,“ sagte er und nahm ihren Eimer. „Ich hole nun den Honig und du achtest darauf, dass ich mich nicht auf dich lege.“

„Danke sehr, Herr der Bienen“, freute sich Mariechen noch immer und zog artig ihr Kleidchen herunter.

Freudestrahlend konnte das Mädchen ihrer kranken Mutter berichten, dass sie von keiner Biene gestochen wurde und sich der Imker nicht auf sie gelegt hatte.

Am nächsten Tag war das Eimerchen mit Honig leer. Die Mutter verstand das nicht.

„Da musst du wohl wieder hinauf zum Imker steigen und Honig holen. Aber achte ja darauf, dass dich keine Biene sticht und sich der Imker nicht auf dich legt.“

Freudig und mit einem Kribbeln unter dem Bauchnabel hüpfte Mariechen die Bergwiese hinauf. Wieder musste der Imker mit seinem Messstab messen, bevor er den Honig holte. Das Mädchen glaubte schon, die Süße ihrer Feuchte in allen Gliedern zu fühlen, wenn er maß.

Mit heimlicher Freude vernahm Mariechen am nächsten Tag das Klagen der Mutter: das Eimerchen war schon wieder leer. So ging es Tag für Tag. Am dritten biss das artige Mädchen in die Tischkante vor Süße, am vierten jaulte sie wie eine Katze, am fünften wieherte sie wie eine Stute.

Nur zwischendurch, da summt sie mit einem seligen Lächeln, wie eine Biene. So verging der Frühling und der Sommer. Die Mutter genas, obwohl das Eimerchen von Honig immer leer war. Dann sah sie eines Tages beim Waschen, dass Mariechen einen dicken Bauch bekam, was nicht am Honigschlecken liegen konnte.

„Aber Mutter, es hat mich doch nie eine Biene gestochen und auch der Imker hat sich nie auf mich gelegt.“

„Geh' und sag' dem Imker, er kann dich und den Honig behalten.“ Mit diesen Worten warf das gestrenge Mütterchen Mariechen mit den güldenenen Haaren hinaus.

Der Imker ließ sie vom ersten Tag an fleißig wie seine Bienlein arbeiten. So fleißig, dass er aus Vorsicht, wie er sagte, zweimal am Tag die Süße messen musste. Nur auf sie legen, dass durfte er nicht. Mariechen war ein artiges Mädchen.

Der Imker freute sich, dass Mariechen jetzt seinen Hausstand hütete und begann von Stund' an, seinen Honig selbst auszuliefern. Sie wunderte sich nur, dass er meist mit vollem Eimerchen, aber zur traurigen Witwe Grün mit leerem Eimer ging. Eines Tages fragte Mariechen danach und der Imker antwortete: „Sie verlangt, dass ein Imker sich auf sie legt. Dies sei süßer als mein Honig. Achte aber nicht auf diese unartige Frau, mein Mariechen, und kümmere dich nur um Haus und Kind.“

So lebte Mariechen glücklich und zufrieden. Eines Tages im Frühling, als Bienen und Menschen wieder einmal schwärmten, schwärmte auch sie aus. Mit vollen Eimerchen und schwerer Süße. Nur auf sie legen durfte sich niemand. Denn sie war ein artiges Mädchen.

*Die Moral von der Geschichte'
Honig ist süß, vergiss das nicht.*

Das Rezept

Martha lachte schallend auf.

„Das glauben Sie doch selbst nicht“, gluckste sie, als sie sich wieder beruhigt hatte.

Vorsichtig ließ Adalbert noch den Hauch einer Prise Koriandersaat in ihr Glas schneien, aus dem orientalische Düfte emporstiegen. Für einen kurzen Augenblick musste Martha ihre Augen schließen und sog sie in sich auf.

„Wirklich“, bekräftigte Adalbert noch einmal. „Die Rezeptsammlung hat mein Onkel Karl, der gelehrter Altertumsforscher und eifriger Hobbykoch war, einmal in einer geheimen Schatzkammer eines längst verschwundenen Kalifengeschlechtes entdeckt.“

Martha riss ihre Augen wieder auf.

„Kalif?“, stotterte sie, „Schatzkammer? ... Kochrezepte? ...“ Sie wollte gerade weiterkichern, da überkam sie das unbestimmte Gefühl, dass es unpassend wäre. Statt dessen griff ihre Hand, schnell und heftig, als wäre sie mit einem eigenen Willen ausgestattet, nach dem Aperitif, den Adalbert ihr mit erwartungsvollem Blick reichte.

Das Gewürz verursachte auf der trägen Oberfläche des smaragdgrünen Getränks unbekannter Mischung wunderliche Muster. Wie magische Symbole aus vergangenen Zeiten zogen sie erst Marthas Augen und dann ihre Hand an. Es war, als würde sie hineingezogen, in einen magischen Strudel dieser geheimnisvollen Flüssigkeit. Beinahe hätte sie etwas des kostbaren Getränks verschüttet, so kribbelig war sie geworden. Mit einem Ruck setzte sie das Glas an und übersah dabei völlig, das erhobene des Gastgebers, der zu einem Trinkspruch ansetzte. Doch das Glühen in den Augen seiner Besucherin bedeutete ihm mehr, als einige höfliche Worte für die Frau, der er nach Monaten vergeblicher Versuche ihr näherzukom-

men, endlich ein ‚ja‘ für eine Essenseinladung entlocken konnte.

Eigentlich hatte sie ihm signalisiert, dass sie von den Kochkünsten eines Mannes wie ihm nichts Besonderes erwartete, aber sie wollte nicht zickig wirken, was sie bei einer neuerlichen Ablehnung aber befürchtet hätte. Wenn sich der Abend durch ein von Männerhand verdorbenes Hauptgericht verkürzte, dann wäre ihr das nur Recht.

„Und?“, fragte Adalbert erwartungsvoll.

Aber Marthas Hand mit dem Glas war beim Ansetzen an den Mund plötzlich erstarrt. Ihr Blick schien in die unergründlichen Tiefen des orientalischen Cocktails zu blicken. Eingefangen von einer fernen und doch fundamentalen Macht. Sie reagierte nicht.

„Schmeckt es?“, hakte Adalbert noch einmal nach.

Martha zuckte kurz. Riss den Blick empor und starrte Adalbert an, als wäre er ein Unbekannter. Wehmut umspielte ihre Augen. Als hätte die sinnliche Wahrnehmung in ihrer Nase eine Tür zu unbekanntem Sphären in ihrem Inneren aufgestoßen. Schnell nippte sie an der Flüssigkeit, um sich nicht dem Verdacht auszusetzen, sie möge das extra für diesen Abend gemixte Getränk nicht.

Die Besucherin wollte gerade an allen sinnlichen und übersinnlichen Erfahrungen dieses Geruchserlebnisses vorbei eine schnelle Bewertung wie ‚ganz gut‘ oder ‚nicht schlecht‘ abgeben, da entfaltete sich die Kühle der Mixtur auf ihren Lippen und ihrer Zungenspitze. Martha brachte kein Wort heraus. Wie ein Hauch aus den Bergen des Libanons, der an den hohen Zedern vorbei die Düfte unzähliger Gewürze mit sich trug, brandete ein unbekanntes Trommelfeuer auf ihren empfindsamen Mund. Den flüssigen Smaragd, der scheinbar den Trank durchmischte, glaubte sie in das Rot ihrer Lippen und die Sinnesrezeptoren ihrer wildgewordenen Zunge eindringen zu spüren. Sie konnte sie unmöglich stillhalten, geschweige

denn ein Wort formulieren. Wie eine Liebende in höchster Leidenschaft wand sie sich durch den geschlossenen Mund. Schmiegte sich an den Gaumen, um sich einen Herzschlag später rückwärts nach hinten in die Richtung des Rachens zu pressen. Dann wieder vor zu den Zähnen, um schließlich auch diesen Widerstand zu brechen. Diese öffneten das Gefängnis und ließen der Zungenspitze freien Lauf zu den Lippen. Mit Aufbietung aller Selbstkontrolle versuchte Martha, diese innige Liebkosung unsichtbar für Adalbert bleiben zu lassen und presste ihre Lippen aufeinander.

Gleich einem Tiger in einem Käfig fuhr sie unruhig innen hin und her.

Mit dem Ausdruck eines genießerischen Kenners verfolgte Adalbert das Mienenspiel seiner Besucherin. Er wusste genau, was in ihr vorging, denn er kannte die Rezepte. Schließlich fragte er mit einem Anheben seiner Augenbrauen noch einmal nach.

Von dem geplanten *„mir schmeckts“*, kam sie über den ersten Buchstaben nicht hinaus. Und diesen zog sie so lang, wie schon lange nicht mehr. Ihre Zungenspitze nützte die Gelegenheit und huschte grün eingefärbt über die zuckenden roten Lippen.

Adalbert bedankte sich für dieses unzweifelhafte Lob mit einem hintergründigen Lächeln. Er wusste um den Zauber der geheimen Rezepte. Und er wusste, dass er keinen unflätigen Anmachspruch angebracht hatte, als er anfangs ankündigte, dass sein Gast jeden neuen Gang der Köstlichkeiten, mit einem bittend verlangenden Blick und einem entledigten Kleidungsstück als Pfand erlehen würde.

„Das glauben Sie doch selbst nicht“, hatte die adrette, aber unnahbare Martha gesagt. Und jetzt konnte man sehen, wie ihre Zunge gleich einem ekstatischen Tanz,

hinter Wangen und Lippen unbekanntem Emotionen Ausdruck zu verleihen suchte.

Adalbert klapperte leise in der Küche. Die Vorspeise würde gelingen, dessen war er sich sicher.

Noch immer stand Martha mit ihrem Begrüßungscocktail im Wohnzimmer. Zu ihrer Rechten loderten wilde Flammen in einem Kamin. Das Knacken der brennenden Scheite trug zu einer romantischen, doch für Martha beinahe surrealen Atmosphäre bei. Ihr Finger kreiste durch die Reste des zauberhaften Getränks und sammelte die letzten Tropfen auf. Mit hektischem Atem und pochenden Puls strich sie diese auf ihre Lippen und darum herum. Lechzend nahm ihre Zunge sie auf.

Ohne dass Martha an die anfänglichen Worte ihres Gastgebers dachte, ließ sie ihr nachtblaues Kostümjäckchen zu Boden gleiten.

Achtlos.

Es war zu heiß geworden.

Nein, sie selbst war zu heiß geworden.

„Suchen Sie sich einen Platz“, rief Adalbert aus der Küche, „fühlen Sie sich ganz wie zu Hause.“

Doch in diesem Augenblick erwischte sich Martha dabei, dass sie bereits mit, für ihre Position als seriöse Geschäftsfrau, äußerst nachlässig geschlossenen Schenkeln in ihrem ebenso nachtblauen knielangen Rock auf die Couch geglitten war. Den Kopf, mit der schwarzen Lockenpracht auf ein Kissen geworfen, streckte sie ein Bein unter das Glastischchen und das zweite blieb auf der Couch liegen.

Bis zu dem Augenblick, als sie von ihrem Gastgeber angesprochen wurde, leckte sie sich sinnlich langsam die Lippen. Doch in jenem Moment zuckte sie schlagartig hoch, Knie an Knie, und ordnete schnell ihre Haare wieder.

„Gibt es eine Vorspeise?“, fragte sie mehr aus Unsicherheit, als aus Neugierde. Wer solche Cocktails reichte, würde anschließend kaum eine schnelle Fertigpizza aus der Röhre ziehen, sagte sie sich.

„Aber natürlich, mein wunderschöner Gast.“

Martha wollte sofort gegen den, für sie unanständigen, Flirtversuch eine Rüge aussprechen, doch ihr Körper schien andere Bedürfnisse zu haben, als ihre weibliche Gesinnung. Ihre Nase suchte nach Hinweisen in der Luft, die von der Küche herüber getragen wurden. War es Mandarine? Ananas? Limone?

Ihr ansonsten hervorragend ausgestatteter Geruchssinn konnte das Aroma nicht einordnen. Wie ein Liebender den Duft seiner Geliebten sehnd einsog, so lechzte Martha nach mehr der verführerisch lockenden Vorspeise.

„Was ist es?“, fragte sie. Diesmal weniger aus Unsicherheit über ein stockendes Gespräch, sondern aus Vorfreude und schier unzählbarer Erwartung.

„Sie kennen es nicht“, antwortete Adalbert und spitzte aus der Küche heraus. „Kann ich servieren?“

Martha war gespannt wie ein kleines Mädchen, welches von einem entfernten Onkel zu Weihnachten eine geheimnisvoll verpackte Schokoladenpackung öffnete. Ihre Augen leuchteten.

„Ich sehe ein achtlos auf den Boden geworfenes Jäckchen und eine halb geöffnete Spitzenbluse“, grinste Adalbert. „Sie haben also Appetit auf mehr?“

„Ja“, keuchte Martha, ohne wirklich Adalberts Feststellung gehört zu haben. Beinahe hätte sie ein gieriges ‚her damit!‘ hinterher geworfen. Doch es gelang ihr gerade noch, diese Unhöflichkeit hinunterzuschlucken. Kurzzeitig hatte sie nur Augen für die auf einem kunstvoll verzierten Silbertablett hereingebrachte Speise. Es mochten Litschi und Granatapfel sein. Aber die Wolke der orienta-

lischen Gewürze konnte sie nicht einordnen. Nur, dass diese sie zitternd nach dem Löffel greifen ließ, noch ehe Adalbert das Tablett auf dem Wohnzimmertischchen abstellen konnte.

Mit dem Besteck angelte sie sich ein Fruchtstückchen, welches mit verlockend süß und schwarz aussehenden Flocken drapiert war. Gleichzeitig tauchte der Zeigefinger ihrer anderen Hand durch den Fruchtsaft, der, getränkt mit den kulinarischen Zaubergewürzen aus 1001 Nacht, der für sie die Quintessenz, das Herz dieses Genusses, darstellte. Kurz nacheinander verschwanden beide in ihrem Mund. Dort ließ sie sie für einige Sekunden bei geschlossenen Augen verweilen. Ganz langsam zog sie den Löffel und den Finger wieder heraus. Ein Kribbeln folgte dem Geschmackswunder. Ein Kribbeln, welches eine Lust in Martha erwachen ließ, die deutlich machte, dass sie mit diesen einsamen Lippen noch mehr kosten wollte.

Noch viel mehr.

Triumphierend blickte Adalbert auf Martha. Er wusste, dass sie soweit war. Er hatte schon jetzt, am Ende der Ouvertüre gewonnen. Er sah an ihren innig geschlossenen Augen, an ihren unkontrolliert zitternden Lippen und dem bebenden Busen in ihrem dezenten Ausschnitt, dass sie bereit war für seine Anweisungen.

„Für die Hauptspeise möchte ich Ihren Rock wie die Trophäe eines erlegten Bären vor meinem Kamin sehen.“ Mit diesen Worten verschwand Adalbert wieder in der Küche.

„Impertinenter Kerl!“, wollte Martha schimpfen. Aber sie tat es ebensowenig, wie sie bemerkt hatte, dass er nichts von der Vorspeise genommen hatte.

Minuten später war aus dem Wohnzimmer nur unruhiges Hin- und Herrutschen auf der Couch zu hören. Ab und zu ein Seufzer. An eine obligatorische Konversation

war nicht zu denken. Nicht einmal Small-Talk. Martha konnte sich weder konzentrieren, noch war sie in der Lage, ganze Sätze zu formulieren oder gar auszusprechen. Ihr Bewusstsein hatte sich auf mysteriöse Weise verschoben. Sie dachte nicht mehr, sie nahm wahr. Und dieses Erlebnis empfand sie als einzigartig. Die Rezeptoren in Nase und Mund hatten ihren kritischen Blick, vorausberechnenden Geist und die sonst übliche Aura der Unnahbarkeit, auf die sie stolz war, einfach in eine dunkle Abstellkammer irgendeiner untergeordneten Gehirnwindung verbannt.

„Kennen Sie die Selimiade? Ein in drei verschiedenen ...“

Doch weiter kam Adalbert nicht. Sein Gast, der üblicherweise kühl und abweisend wirkte, sprang, die schwarzen Locken wild wehend, von der Couch auf. Rote Unterwäsche mit kunstvollen Stickereien kleideten die Schönheit. Der Rock lag artig vor dem Kamin. Die vollständig geöffnete und flatternde Bluse zeigte an, dass es dieser Frau jetzt auf ein paar unbedeckte Quadratcentimeter Haut mehr oder weniger nicht mehr ankam. Ihr war nur eines wichtig: Die nächste Stufe dieses orientalischen Dinners zu erleben. Es war für sie schon längst kein Essen oder Speisen mehr.

Es war Erleben.

Es war Sinnenlust.

Adalbert kam nicht bis zum Tisch. Martha fing ihn auf dem Weg ab und begann bereits auf halben Weg die Köstlichkeiten zu genießen. Ihr Besteck waren die Hände. Ihr Gaumen eine Kathedrale der Ekstase. Ein Feuerwerk von kulinarischen Eindrücken folgte in atemberaubender Geschwindigkeit. Ihre Zunge war die Tanzfläche, während ihre glänzenden Lippen immer neue Stationen der Selimiade aufsuchte.

Lächelnd beobachtete Adalbert die nach neuen Ebenen des Sinnenerlebens und sehnsüchtiger Befreiung von ihrem selbstgeschaffenen Gefängnis aus Leistung, Kritik und Härte, strebende Frau. Wie sehr gierte sie danach, sich von den Zwängen, die ihr Leben beherrschten, zu befreien. Zärtlich begann er mit der freien Hand durch ihr Haar zu streicheln, das die ungezügelte Lockenpracht die wilde Freiheitsliebe, die in Martha schon immer steckte, ausdrückte.

Wie nach einem schnellen Sprint rang sie nach Luft. Adalbert reichte ihr ein Glas Dattelwein mit Ingwer verfeinert. Danach verschwand er wieder in der Küche.

Nach einiger Zeit hörte Martha ihren Gastgeber aber aus einem anderen Raum lockend rufen.

„Die Nachspeise, ein Mousse mit gemahlener Paranüssen, Kokosmilch und Honig, welches der Favoritin des Kalifen vorbehalten war, wird auf meinem nackten Leib in meinem Schlafgemach serviert. Kommen Sie?“

Martha wagte kaum noch zu atmen. Und sie dachte nichts mehr.

Sie wusste, dass sie kommen würde.

GENRE: HORROR

Pixelwelt

Der blaue Himmel über ihm, mit seinen fein gezeichneten Schäfchenwolken, war eine Lüge. Das wusste er. Dennoch war er einen Augenblick lang verführt, das warme Licht auf seiner Haut zu genießen. Auch wenn er es nicht wirklich fühlte.

Eine Traumwelt von Park, mit sauber gemähtem Gras, umrandet von alten Bäumen; Eichen, Buchen, Ebereschen. Die gesamte Szenerie lud zum Verweilen ein. Picknick, Ballspiel oder nur Träumen. Dennoch war niemand sonst hier. Auch etwas anderes stimmte nicht: Es war still. Kein Vogel war zu hören, keine Biene, die summt, kein lebensfrohes Lachen. Nichts. Es war totenstill.

FM, oder Fantasy-Mike, wie er von seinen Freunden immer genannt wurde, wusste wo er war. Vor allen Dingen wusste er, dass hier nichts so war, wie es schien. Schon gar nicht der Anschein eines ruhigen, freundlichen Sommernachmittages.

„Meikilein“, rief eine freundliche Mädchenstimme von irgendwoher. Die Verniedlichung seines Namens klang melodisch und vertraut, als hätte die Unbekannte sie einem alten Kinderlied entliehen. Mike sah sich um.

*„Meikilein, komm zu mir,
ich zeig dir was,
gleich hier bei mir,“*

sang die Stimme weiter.

Mike glaubte, sie von einigen Wacholderbüschen her zu hören. Eigentlich hatte er sich vorgenommen, vorsichtig zu sein, aber etwas Verlockendes im hellen Klang der Stimme, zog ihn wie magisch an.

Schnell erreichte er die Büsche. Umrundete sie. Aber das singende Mädchen war schon weitergelaufen.

*„Meikilein, du starker Held,
folge gleich, hierher zu mir,
tue dann, was dir gefällt.“*

Immer verlockender sog ihn der engelsgleiche Gesang, trotz seiner einfachen Melodie zu sich hin. Er schien jetzt aus dem Vorgarten eines alten Hauses zu kommen, welches Mike entdeckte. Teilweise mit Trauerweiden umwachsen. Dahinter mochte sich die Unbekannte zu verstecken.

„Doch halt!“, ermahnte sich FM. „Nicht so voreilig. Irgendetwas ist hier oberfaul.“ Ein Rascheln aus den Zweiglein der Weiden holte ihn aus seinen Gedanken zurück in die zweifelhafte Realität.

„Da ist sie!“, rief er beinahe siegessicher aus. Für einen kurzen Augenblick sah Mike ein Stück weißen Kleides durch das Gebüsch hindurchschimmern. Wie ein Wehen im Wind eines zum Spaß flüchtenden lebensfrohen Wesens.

„Lebensfroh?“, dachte Mike bei sich, „wie kann ich da so sicher sein, wenn ich hier außer einigen Büschen und Bäumen kaum anderes Leben wahrnehme.“ Wieder mahnte er sich zur Vorsicht, aber schon hetzte er weiter zu den Trauerweiden.

Mike fühlte rang nach Luft, was ihm sonst nicht so leicht passierte. Sollte die Aufregung um das unbekannte Geschöpf ihn atemlos gemacht haben? Doch er durfte sie nicht aus den Augen verlieren. Nur hinterher.

*„Meikilein, du traust dich nicht,
fang mich oder lass mich,
mir zu folgen schickt sich nicht.“*

Einen Augenblick lang hörten sich die Worte in seinen Ohren wie eine versteckte Warnung an. Aber die Stimme, die Melodie, zog ihn magisch an. Mike folgte dem Geräusch mit den Augen und sah eine anmutige Gestalt in weißem Kleid und langem schlohweißem Haar durch eine Tür in das alte Haus verschwinden.

Für einen Moment erstarrte FM. Er hatte sie gesehen. Das unbekannte Mädchen war zwar schon im Haus verschwunden, aber das flatternde Kleidungsstück, die nackten Schenkel, das lockende Lächeln, brannten sich wie eine erotische Fotografie in seinen Kopf ein.

„War das ein Babydoll-Kleidchen?“ Mit diesem Bild vor Augen und dem Versuch zu begreifen, was er gesehen hatte, beschleunigte sich zusehends sein Atem. Die schlanken Beine unter dem wehenden luftigen Stückchen Stoff, der gerade wie eine zu groß geratene, beinahe durchsichtige Jacke ein Bedecken des Oberkörpers andeutete und die Schenkel bis weit hinauf unverhüllt ließ, spornten FM ungemein an. Der Anblick ließ die Stimme noch glockengleicher erklingen. Schon war Mike bei der alten Holztür und stieß sie auf.

Das Knarren empfand er wie einen Misston, gleich einem körperlichen Schmerz. Staub flog vor ihm in kleinen Wolken auf. Bedeckte den Boden gleichmäßig, soweit das Auge in dem düsteren Innenraum reichte. Mike begriff, dass hier seit Jahren niemand mehr gewesen sein konnte. Die Frontseiten alter Schränke, mit teilweise herunterhängenden Schranktüren, zerborstenem Vitrinenglas, hoben sich aus dem Grauschwarz ab.

Mikes Augen konnten sich nicht so schnell an die Düsternis anpassen. Während er sich noch orientierte, blieb er mit den Füßen an einem Hindernis hängen; strauchelte, griff bei dem Versuch seinen Fall zu verhindern ins Leere und fiel schmerzhaft auf die Knie. Wieder wirbelte

Staub auf. Vor Mike lag ein alter Stuhl, dessen Lehne schon vor langer Zeit entzweigebrochen sein musste.

Er wollte sich gerade hochstemmen, da schloss sich mit einem Donnerschlag die Tür hinter ihm. Für den Bruchteil einer Sekunde war es um Mike herum stockfinster. Selbst die wenigen Sonnenstrahlen, die durch winzige Spalten in der Holzwand hereinschimmerten, schienen verschwunden zu sein.

Doch noch bevor sich Mike vom Schreck erholte, entzündete sich mit einem warmen bullernden Ton ein Feuer im offenen Kamin. An der Wand befestigte Kerzenhalter zündeten, wie von Geisterhand, ihre Lichter. Ein Tischleuchter mit fünf roten Kerzen folgte. Die Farbe der Flammen gab der blütenweißen Tischdecke einen Farbton, der einlud, hier Platz zu nehmen.

Mike konnte die veränderte Szenerie noch nicht richtig in sich aufnehmen, da sah er das Mädchen im Halbdunkel neben dem Kamin stehen und scheinbar sinnierend ins Feuer blicken. Das rötliche Licht der Flammen ließ das hauchdünne Kleidchen wie eine Aura erschimmern. Die weichen Formen des Rückens ließen sich erahnen. Den zarten nackten linken Oberarm, den Mike betrachtete, wie auch die langen schlanken Beine, die sich wie in einem unscharfen Nebel knapp unter dem Po, in den Rüschen des Kleides verloren, glänzten warm im Schein des flackernden Feuers.

Außer Atem stemmte sich Mike am Stuhl hoch. Räusperte sich ein paar Mal, wie um Unsicherheit zu überbrücken und Zeit zu gewinnen, die rechten Worte zu finden. Dabei ging er auf die Unbekannte zu. Langsam und bemüht leise auf dem alten Holzboden, als fürchtete er, sie zu vertreiben.

Viel zu nahe blieb er hinter ihr stehen. Die langen weißen Haare umschmiegten ihre nackten Schultern. Mike war jetzt so nahe, dass er den Eindruck hatte, winzige

Farbunterschiede in der Haut zwischen den Haarsträhnen zu erkennen.

Fasziniert von der unmittelbaren Nähe des engelsgleichen Wesens, das ihn hierher an diesen romantischen Ort gelockt hatte, beugte Mike sich weiter nach vorne. Er wollte ihr etwas ins Ohr flüstern. Die genauen Worte hatte FM sich noch nicht zurechtgelegt. Das erschien ihm auch zweitrangig. Sein Herz pochte bis zum Hals. Mike fürchtete, die Schöne müsste es hören, wenn er zum Sprechen seinen Mund öffnen würde.

Rot, Blau, Grün.

Wieder diese winzigen Farbunterschiede in der zarten Mädchenhaut im flackernden Feuerschein. Mike wollte nicht darauf achten, denn Farbpigmente sollten das Letzte sein, was ihn jetzt stören durfte. Wichtig war nur noch das, was die Situation und der lockende Sing-Sang versprachen.

Als würde das unbekannte Mädchen Mike von seinen Gedanken an Farbunterschiede abbringen wollen, begann sie erneut mit einem Vers aus ihrem Lied:

*„Meikilein, mein Retter stark,
nimmt die süße Jungfer,
liebt sie so, wie er es mag,
stillt auch meinen Hunger.“*

Vierzeilig! Hunger! Verführung! Falle!

Gleichzeitig schossen diese Warnungen in seinem Hirn hin und her. Erneut die Farbwechsel in den drei Grundfarben eines digitalen Bildgebungssystems.

„Nur raus hier!“, schrie er sich zu.

Im selben Augenblick drehte sich ihm die verführerische Jungfrau zu. Weiße, nadelspitzenfeine Pupillen

starrten ihn an. Mit einem grausamen Lächeln öffneten sich die sinnlichen Lippen. Bereit, sich an dem Opfer zu laben.

Mit einem panischen Schrei aus den Tiefen seiner Eingeweide riss sich Fantasy-Mike den neuen Multimedia-Helm vom Kopf.

„Scheiße, war das realistisch,“ stieß er seine Angst hinaus.

„Was ist mit dir?“, rief ihm die Neue im Club zu.

„Das neue 64-Giga-Set ...“, fing er an zu erklären, aber Mike war noch immer außer Atem und konnte keinen klaren Satz sprechen.

„Lass doch den Computer-Dreck“, versuchte sie ihn zu trösten, fasste ihn sanft an den Schultern und beugte sich ganz nah zu ihm. Behutsam bettete sie seinen Kopf an ihrem Busen und sah ihm mit warmem tröstenden Blick tief in die Augen. „Das Leben ist doch viel realistischer.“

Irgendwo in ihren Pupillen waberten drei Pixel unscharf in den Grundfarben rot, blau und grün.

Für einen Schrei blieb FM keine Zeit mehr. Das System, mit dem er es hier zu tun hatte, war um ein Vielfaches leistungsfähiger. Der Kindervers, „*Meiklein, jetzt bist du mein,*“ ging im dröhnenden Rauschen seines Blutes unter.

Der Fluch des M

Es war nicht ungefährlich sich so weit von den anderen zu entfernen. Doch sein Forscherherz trieb ihn voran. Seine Lunge schrie nach Luft. Aus jeder Pore quoll der Schweiß in Strömen. Aber er wollte, ja musste weiter. Es verlangte ihn nach nichts weniger, als der Erste zu sein. Der ruhmreiche Entdecker.

Sobald er den traumhaften Sandstrand, gesäumt von Kokosnuss-Palmen, hinter sich gelassen hatte, wurde die Vegetation üppiger, das Grün dichter. Seltsame Vogeltriller drangen an sein Ohr. Überall pulsierte das Leben. Käfer, schlängelndes Getier, aber auch Spinnen und Rau-pen schreckten den jungen Mann nicht.

Bekleidet war er mit einem vor der Brust zu schnürenden ärmellosen Hemd und einer flatternden braunen Hose. Beide auffällig mit Schweiß getränkt, so hetzte der Forscher weiter. Seine Hände mühten sich damit ab, durch Äste und Blätter den Weg zu bahnen. Schwül war es hier im Wald, der wie ein tropischer Dschungel auf ihn wirkte. Mit seinen Wanderschuhen, so hoffte er, würde er vor versteckt liegenden Schlangen geschützt sein.

Wenn es hier eine unbekannte Kultur von Eingeborenen gab, würde er sie entdecken. Und wenn es noch nicht entdeckte Tiere und Pflanzen gab, würde er zum Namensgeber werden und in die Reihen großer Naturwissenschaftler aufgenommen werden.

Die Matrosen der spanischen Fregatte ‚Pizarro‘, mit der sie dieses Eiland erreicht hatten, waren nicht mehr zu hören. Ihre Plappereien beim Süßwasser suchen und Obst ernten konnte er ohnehin nicht mehr hören. Ob er sich nun schon zu weit vom Ausgangspunkt entfernt hatte, oder der Wald einfach zu dicht geworden war, wusste er nicht. Es war ihm auch egal. Er, Martin von

Hirschaad, studierter Naturwissenschaftler und Philosoph der Universitäten Berlin und Bamberg, bekannter Theoretiker und Verfasser zahlreicher Abhandlungen, wollte nun Erfahrungen in freier Wildbahn sammeln. Er wollte unbekannte Natur und geheimnisvolle Kulturen entdecken. Kein Preis schien ihm dafür zu hoch.

Auf einen Schlag war es soweit. Noch eben dröhnten ihm Kopf, Lunge und Herz, da wurde es plötzlich still um ihn. Sogar sein Herzschlag schien aufgehört zu haben. Martin wagte kaum zu atmen. Seine Hände zitterten. Das lästige Insekt, welches ihn seit Minuten umkreiste, wurde immer dreister und landete auf seiner mit Haaren verkleben schweißnasse Stirn. Der Forscher bemerkte es gar nicht.

Vor ihm erhob sich eine gewaltige Felswand aus schwarzem Vulkangestein. Umrankt von Kletterpflanzen des tropischen Grüns. Kahl zeigte sich die poröse Oberfläche. Darin eingemeißelt ein magisches Zeichen; verwittert waren die Ränder. Einige gelbe Flechten hatten sich in den Tiefen des Symbols eingenistet. Um Martin herum wuchs der Nimbus von Mysterium, Magie, Geheimkult und Naturweisheit. Er spürte förmlich, wie ihn der Hauch der Geschichte ihn umwehte.

Es dauerte einige Zeit, Martin wusste nicht wie lange, bis er seine Sinne wieder zusammen hatte. Fieberhaft kramte er sein Zeichenheft heraus. Jede Kontur im Gestein musste festgehalten werden. Jeder Riss. Jede Färbung. Mit gekonnten Bewegungen skizzierte der junge Forscher das Symbol. Da noch ein Strich, dort noch eine Schraffur, dann war sie fertig. Stolz über seine Arbeit hielt Martin von Hirschaad das Ergebnis am langen Arm vor den Fels. Eine letzte Endkontrolle sollte jeden Fehler vermeiden helfen.

„Mein Gott“, entfuhr es dem Mann. Mit der freien Hand rieb er sich beide Augen. War es die Hitze, die ho-

he Luftfeuchtigkeit oder ..., nein magische Kräfte konnte es nach dem Selbstverständnis der Aufklärung, zu dessen Vertretern er sich zählte, nicht geben. Dennoch, das Symbol war ein M. Aufrecht und fest in den Fels eingearbeitet. Ein M wie in Martin.

Sein Buchstabe.

Konnte es ein Zufall sein?

Es musste ein Zufall sein. Martin durfte sich durch die Schwüle nicht von den Grundsätzen naturwissenschaftlichen Denkens abbringen lassen. Er musste Klarheit im Kopf bewahren. Im selben Augenblick spürte er das lästige Insekt auf seiner Stirn. Mit einer vorsichtigen Kehrbewegung seines Zeichenpapiers strich er es beiseite. Seine Augen versuchten, dem flatternden Etwas zu folgen, doch es war zu schnell im Dickicht verschwunden.

Der Blick des jungen Forschers wurde aber sogleich von etwas anderem gefesselt. Der Boden vor der Felswand schien der Beginn eines Trampelpfades zu sein. Hier wuchsen in der Breite von etwa einem Meter keine Pflanzen. Sollte dieser Weg regelmäßig benutzt werden? Würde er vielleicht in wenigen Augenblicken vor dem Schöpfer dieses mysteriösen Symbols stehen?

Martins Augen folgten dem Pfad. Direkt auf eine schier undurchdringliche grüne Wand zu. Der Pflanzenbewuchs war hier übermannshoch und dicht wie eine Mauer. Die Zeichenutensilien achtlos in die Umhängetasche steckend, folgte er dem Weg. Verwundert musste der junge Forscher feststellen, dass sich an der Stelle, an der der Pfad auf die grüne Wand traf, eine durch schleierartig wachsende Kletterpflanzen verdeckte Öffnung befand.

Der Anfang eines geheimen Weges!

Martin von Hirschaad überlegte. Wie lange hatte er vom Strand hierher gebraucht? Wann war er losgegangen? Es dürfte jetzt höchstens 16 Uhr sein. In den tropi-

schen Breiten ist gegen 18 Uhr mit dem Sonnenuntergang zu rechnen. Zwei Stunden noch. Er entschied, sich noch eine Stunde Forschungsarbeit zu gönnen. Dann würde er zurückkehren, denn er durfte in der unbekanntem Gegend nicht in die Nacht geraten. Trotz aller Wissenschaft wollte er die Vorsicht nicht außer Acht lassen.

Insgeheim wusste der junge Forscher, dass er sich auch zwei Stunden gönnen würde, wenn es interessant genug wäre. Sollte der Kapitän doch über ihn denken, was er wollte. Für ihn waren alle Naturforscher sowieso Spinner. Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte statt eines Mannes der Wissenschaft ein weiterer Steuermann oder ein Kartograf diese Reise begleitet. Aber dem spanischen Hof schien es zu belieben, dass der deutsche Studierende die Fahrt für eine Forschungsreise nutzen sollte. Man schrieb das Jahr 1799, und jedes Land wollte als das Aufgeklärteste in das neue Jahrhundert gehen.

Mit einer Mischung aus Furcht und brennender Neugier hob Martin den Blättervorhang an. Es war wie das Lüften eines Schleiers. Ein erhebendes Gefühl durchflutete ihn, als er den Bereich dahinter betrat. Rechts und links von ihm erhoben sich Wände aus undurchdringlichem Grün. Die Blätter und Äste waren darin so dicht, dass man unmöglich hindurch greifen oder sehen konnte. Frei war lediglich der Weg geradeaus. Dorthin, wo der Trampelpfad weiterführte. Aber nur für wenige Schritte. Dann bog der Weg nach links ab. Erwartungsvoll folgte Martin ihm in der Hoffnung, hinter der nächsten Ecke die Offenbarung geschichtlicher Erkenntnisse oder kultureller Geheimnisse versunkener Völker zu finden. Doch zunächst: eine Abzweigung. Der Forscher hatte die Wahl. Geradeaus oder rechts. Einer inneren Eingebung folgend, wählte er rechts. Ein Knick, der wiederum nach rechts führte, ließ ihn wieder auf die hohe Felsenwand zugehen. Dort hielt Martin für einen Augenblick inne. Irgendetwas

in ihm warnte ihn. Er durfte sich nicht verzetteln. Und auf keinen Fall durfte er die Orientierung verlieren. Es wäre ziemlich peinlich, wenn ihn der Kapitän der ‚Pizarro‘ suchen lassen müsste.

Martin schätzte erst einmal den Stand der Sonne ab, die er von seinem Standpunkt aus nicht sehen konnte. In Verbindung mit der Uhrzeit glaubte er, noch ein ungefähres Gefühl zu verspüren, wo der Eingang in diese Anlage und sogar, wo die Bucht mit dem Schiff sein konnte. Sicher war er nicht. *Vielleicht sollte ich umdrehen*, sagte von Hirschaad sich. Diese dichten grünen Gangflure waren irritierend. Fast wie ein Laby...

Ein Schmetterling kreuzte seinen Blick und damit auch seine Gedanken. Diese Farbzeichnung war dem Wissenschaftler unbekannt. Aber auch die Größe des blassgelben Falters mit dunkelbraunen Flecken, die blaue und rote Tupfen enthielten, schien mit keinem anderen vergleichbar. Mit einer Hand zog Martin sofort seinen Zeichenblock hervor, als er dem Schmetterling folgte. Im Gehen setzte er den Bleistift an, aber es war ihm nicht möglich, einen sicheren Strich anzusetzen. So abgelenkt bog er das eine Mal in die eine Richtung und das andere Mal in die andere Richtung ab. Fasziniert und enttäuscht sah er dem Objekt seiner Begierde nach, wie es schließlich hoch über ihm flatterte und dann irgendwohin verschwand.

Sogleich setzte er den Zeichenstift an und skizzierte das Beobachtete, bevor es in seiner Erinnerung verblasste. Gedanken wie, ‚ein völlig unbekanntes Exemplar‘, ‚noch nie beschrieben‘, ‚Entdeckung einer unbekannten Art‘, schossen Martin durch den Kopf. Im selben Augenblick wurde ihm aber klar, dass er sich noch weiter in diesen verwirrenden Pfaden verirrt hatte. Einen genauen Rückweg hatte er nicht im Kopf.

Nein, sagte sich Martin, *trotz aller Entdeckerfreuden darf ich nicht unvorsichtig werden*. Es war an der Zeit, sich auf den Rückweg zu machen. Vielleicht konnte er sich anhand von Fußspuren orientieren, die er auf dem Boden hinterlassen hatte, den seit unsäglichen Zeiten niemand mehr benutzt hatte.

Steinplatten.

Fußabdrücke waren nicht zu erkennen.

Einen Augenblick lang durchfuhr Martin Panik. *Wo war er hergekommen? Wohin musste er zurück?* Hektisch sah er vom Boden die Wände hinauf, suchte den Stand der Sonne. Versuchte nachzuvollziehen, wie oft er wo abgebogen war. In diesem Labyrinth war das kaum ...

Dem Naturwissenschaftler stockte der Atem. Er getraute sich das Wort kaum zu denken. Er war in einem ... Irrgarten. In einem ... *Labyrinth*. Diese Gewissheit durchfuhr ihn wie ein Blitz. In seinem Forscherdrang war er nicht achtsam genug gewesen. Panik. Hektische Blicke nach vorne, nach hinten. Nach oben und auf die gleichförmigen Steinfliesen.

Hihihi!

Das fröhliche Lachen eines Mädchens holte ihn wie mit einem Ruck aus seinen Angstgefühlen. Martin riss den Kopf in die Richtung des Geräusches. Dort sah er einen nackten braunen Po, der nur nachlässig von einem kurzen Kleidchen aus Blättern und Blüten bedeckt war, hinter der nächsten Biegung des Ganges verschwinden. Ohne lange nachzudenken, folgte Martin. Schnell lief er den Gang hinunter; bog um die nächste Ecke.

Der Gedanke, die Nachfahrin einer versunkenen Hochkultur vorgefunden zu haben, elektrisierte ihn förmlich. Uralt und doch so lebenslustig, dachte Martin.

Plötzlich folgte eine Kreuzung. Wohin war die junge Eingeborene nur verschwunden? Für den Naturforscher gab es keine Zeit zum Nachdenken. Das lachende Ge-

sicht eines fröhlichen Mädchens mit langen schwarzen Locken, in denen eine Orchidee die natürliche Schönheit unterstrich, lockte hinter dem nächsten Eck.

„Warten Sie, meine Dame“, rief Martin höflich hinterher. Im selben Moment wurde ihm klar, wie lächerlich das war. Das Wesen sprach mit Sicherheit nicht dieselbe Sprache wie er. Aber noch bevor er überlegen konnte, wie er seine nächste Anrede formulieren sollte, rannte er im schnellen erwartungsvollen Laufschrift um die nächste Ecke des Labyrinthes und direkt auf die Felswand zu. Vor ihm führte eine mannshohe Öffnung in diese hinein; flache Stufen wiesen hinab.

Vor Martin hallten die Schritte und das Kichern des Mädchens herauf. Ohne lange zu überlegen, lief der Naturforscher hinterher. Nahm gleich zwei Stufen mit einem Sprung und befand sich kurze Zeit später in einem höhlenartigen runden Raum. Wandmalereien und eingritzte Symbole schmückten die Wände. Fackeln flackerten an der Wand. Die Schritte hallten im Raum.

In der Mitte des seltsamen Ortes zeigte sich eine runde Erhöhung. Abgedeckt mit großen Palmblättern, liebevoll umgrenzt mit bunten Blüten und steinartigen Kelchen, in deren Vertiefungen eine unbekannte Flüssigkeit brannte.

Martin blieb schlagartig stehen. Er wusste nicht, wohin er zuerst blicken sollte. Auf die geheimnisvollen Symbole an der Wand, die zauberhaften Blumen oder die wie eine rituelle Schlafstatt wirkende Erhöhung in der Mitte. Außerdem lag der seltsame Geruch unbekanntes Räucherwerkes in der Luft.

Zum ersten Mal vergaß er sein wichtigstes Forscherutensil, das er besaß – den Zeichenblock. Entgeistert schaute er sich um. Den Schweiß auf der Stirn und den Mund vor Erstaunen offen.

Vorsichtig betastete Martin von Hirschaad die Oberfläche der Erhöhung. Sie war weich, als wäre Stroh oder ein

Fell darunter. Sein Blick wanderte über die Zeichnungen an der Wand. Manche waren gemalt, andere eingeritzt. Mystische Symbole und immer wieder das M.

Sicher bedeutet dieses Zeichen nicht den Buchstaben des Alphabetes, welches er in der Schule gelernt hatte, dachte sich Martin. Das könne ja gar nicht sein. Wie sollte gerade dieser Buchstabe hierher kommen. Trotzdem fühlte er sich geschmeichelt, dass es ausgerechnet der Anfangsbuchstabe seines Vornamens war, der sich als wichtigstes religiöses Symbol hier fand. Wie könnte er das nur der wissenschaftlichen Welt seiner hohen Kollegen erklären, er konnte es selbst kaum glauben. Jetzt griff er doch zu seinem Zeichenblock.

Martin spürte nicht, wie ihm das offene Hemd auf dem Leib klebte. Auch sein wirres, schweißnasses Haar störte nicht. Er war hier einzig und allein Wissenschaftler. Erstentdecker. Ruhmreicher Namensgeber unbekannter Geheimnisse.

Hihihi!, kicherte es erneut von irgendwoher.

Sofort sah er vor seinem geistigen Auge die lachenden Augen, die braune Haut und den leidenschaftlich wirkenden Körperbau des tropischen Wesens vor sich. Das Mädchen musste den Höhlenraum schon wieder verlassen haben. Martin setzte sich in Bewegung. Diese Naturschönheit war einfach zu anziehend für ihn. Direkt vor ihm, das erkannte der Forscher im selben Augenblick, führte eine ähnliche Treppe wie die, die er vorhin herab gestiegen war, hinauf. Direkt gegenüber des Eingangs. Mit wenigen schnellen Schritten sprang er los. Die Kühle der Höhle wechselte schlagartig in die Schwüle der Tropeninsel, als er sich dem Ausgang näherte. Oben musste Martin erschrocken erkennen, wohin ihn der Weg führte: Zurück ins Labyrinth.

Panik stieg wieder in ihm auf. Wo war nur die Sonne, wo Norden?

Noch bevor er sich weiter orientieren konnte, kicherte es hinter ihm. Untrüglich. Die lachende Stimme kam jetzt aus dem Innern der Höhle. Martin drehte sich um und lauschte ins Halbdunkel.

Es ging zurück in die Kultstätte. Nun in einen unbekanntem Teil des Labyrinthes zu laufen, wäre nicht vernünftig. Außerdem wollte er die reizvolle Nachfahrin der versunkenen Hochkultur kennenlernen.

Also zurück. Langsamer, weil Martin mittlerweile schwer atmen musste. Die Hitze und die Anstrengung taten ihren Teil dazu. Nach wenigen Schritten stand er inmitten der seltsamen Höhle. Das Mädchen war nicht zu sehen. War er zu spät?

Im selben Augenblick sah er rechts neben sich ein nacktes braunes Bein verschwinden. Erst jetzt bemerkte er, dass es in der runden Höhle noch zwei weitere Ausgänge gab. In einem war die Gesuchte soeben verschwunden. Martin folgte, auch wenn seine Kräfte schwanden. Mit schwerer werdenden Bewegungen nahm er die Stufen. Oben erwartete ihn aber nichts weniger, als die undurchdringlichen Wände des Labyrinthes. Von der exotischen Schönheit keine Spur. Langsam stieg in ihm das Gefühl auf, er würde wie ein Versuchskaninchen geprüft und gehetzt.

Wieder lockte ihn ein herzerfrischendes jugendliches Lachen in die Höhle hinein. Erschöpft von der Jagd, starrte er erst einige Sekunden lang nach hinten, bevor er sich umdrehte. Schritt für Schritt bewegte sich Martin zurück. Kühle Luft legte sich angenehm auf die heiße Haut.

Es wunderte den Wissenschaftler gar nicht mehr, dass sich gegenüber dem dritten Ausgang ein vierter befand. An jedem Viertel des Höhlenkreises einer. Jeder führte hinauf in das grüne Labyrinth. Es war verwirrend. Martin konnte jetzt schon nicht mehr sagen, welchen Weg er

hier heruntergekommen war. Er hatte sich vollkommen verirrt. Analytisch exakt kombinierte er, dass nur noch die Bekanntschaft mit dem eingeborenen Mädchen ihm hier heraushelfen würde.

Langsam schritt Martin auf die Erhebung in der Mitte der Höhle zu. Legte die Hände auf die weiche Auflage. Ihm gegenüber, in dem Aufgang, den er noch nicht ausprobiert hatte, war plötzlich die Gesuchte und lächelte mit dem himmlischsten und unschuldigsten Lächeln, das der erschöpfte Wissenschaftler sich vorstellen konnte. Ihre weißen Zähne blitzten hinter sinnlichen Lippen. Mit Blütenkranz um den Hals stand sie einfach da. Barbusig in jugendlicher Frische. Weit unter dem Nabel hing der Blätterrock, der die langen Beine und den festen Po nicht verdeckte.

Bei diesem Anblick vergaß Martin von Hirschaad seine Erschöpfung, die ihm die tropische Dschungelschwüle bereitete. Vor ihm stand der Traum aller Männer. Unvorstellbar, was er sah. Teufelswerk im viktorianischen England, Unzüchtigkeit auch im preußischen Deutschland. Aber Martin hatte sich auf einen solchen Anblick vorbereitet. Und er hatte sich vorgenommen, eine derartige Begegnung auf die einzige Art und Weise zu bewerten, auch moralisch, die ihm richtig erschien – Natürlichkeit ist nie unmoralisch.

Bei einer Frau im heimischen Berlin würde er erschrocken und höflich seinen Blick abwenden. Hier nicht. Für Martin war diese Begegnung zwar sinnlich, aber vor allem wissenschaftlicher Art, und er besah sich mit glänzenden Augen jeden Zentimeter der Naturschönheit. Ein weiteres Lachen lenkte ihn ab. Links von ihm, im dortigen Zugang, erschien ein zweites Mädchen. Gleiche Kleidung, gleiche natürliche Fröhlichkeit.

Atemlos registrierte Martin, wie die erste Eingeborene auf ihn zukam. Mit elegant ausgestrecktem Arm reichte

sie ihm ihre feingliedrige Hand. Ohne nachzudenken, ergriff sie der erregte Forscher. Sein Herz schlug ihm bis zum Hals. Freudig erschreckt musste er feststellen, dass sich die zweite Schönheit auch genähert hatte und ihren Arm auf seinen Rücken legte. Ein leiser Druck deutete Martin an, dass er sich auf die weiche Erhebung in der Mitte des Raumes legen sollte. Wie im Traum folgte er der Aufforderung.

Ohne Übergang lag Martin von Hirschaad plötzlich auf dem rituellen Bett. Er konnte sich zwar daran erinnern, dass er dem leichten Druck nachgegeben hatte, aber nicht, dass er hinaufgekrabbelt war. Das verwunderte den Naturforscher. Aber nur so lange, bis er vier halbnackte Schönheiten um sich herum, am Rand der Erhebung, stehen sah. Eine am Kopfende, die andere zu Füßen. Rechts und links empfing ihn das gleiche fröhliche, sinnliche Lächeln.

Rhythmische Trommelklänge hallten von irgendwoher. Die braunen Leiber wiegten sich im Takt. Martins Blick glitt von einer Eingeborenen zur nächsten. Seine Augen wussten nicht, wohin sie zuerst schauen sollten. Alles lockte gleichzeitig. Das Geschaute verwischte wie in einem irren Traum. Sein Hirn dröhnte im durchdringenden Pulsieren der Schlaginstrumente. Dem Naturforscher drohten die Sinne zu schwinden.

Mit dem Schrei eines Raubtieres verstummten die Trommeln plötzlich. Erschrocken öffnete Martin die Augen. Die Mädchen waren fort. Über ihm stand breitbeinig ein riesiger muskulöser Mann. Ein Medizinmann der Eingeborenen. Das Gesicht bedeckt mit einer grausamen Dämonenmaske. In beiden Händen hielt er eine Art Dolch. Bereit, ihn mit der Kraft seines ganzen Körpers in die Brust des Opfers zu stoßen. Sollte sein letzter Herzschlag seine Pflicht verrichtet haben?

Trotz umnebelter Sinne und körperlicher Erschöpfung sprang Martin mit aller Kraft hoch. Mitten hinein in die ... *Federbettdecke*. Es war zu viel für den Naturforscher. Er hielt die Qualen nicht mehr aus. Gleich morgen würde er seine Bewerbung bei der Akademie der Wissenschaften zurückziehen. Sollte sich dieser berühmte Alexander von Humboldt doch jemand anderes als Assistent für die Forschungsreise wählen.

Dieser Albtraum hatte Martin von Hirschaad überzeugt, dass es ihn nicht in ferne Länder zog, zu exotischen Inseln und sinnlichen Naturmenschen. Um nichts in der Welt. Kein Schmetterling, keine Pflanze und keine unbekannte Kultur musste unbedingt ‚Hirschaadium *gigantis*‘ heißen.

Schattensplitter

Er konnte sich nicht entschließen aufzuwachen.
Schlief er denn noch?

Für einen langen Augenblick nahm Al Terego dieses ‚eigentlich-nicht-ganz-wach-sein‘ in sich auf. Unschlüssig lag er da. Er wusste nicht wie er sich entscheiden sollte. Wollte liegen bleiben? Sprang dann aber doch plötzlich aus einem anderen Impuls seines tiefsten Inneren aus dem Bett.

Noch bevor er auf seinen zwei wackeligen Beinen auf dem kalten Boden stand, nahm er aus den Augenwinkeln, für den Bruchteil einer Sekunde etwas wahr. Ein unwirklich Scheinendes, Nebulöses. Wie grauer Rauch. Zart, der sofort wieder verschwand. Als rolle sich dieser durch sein Bett auf die andere Seite.

Al zögerte. Beim zweiten Blick auf sein Bett, war nichts von dem grauen Nebel zu entdecken. Alles war so, wie er es verlassen hatte. Ungemacht, zerwühlt und wenig einladend.

Kopfschütteln. Wahrscheinlich lag noch der Schlaf zu sehr in seinen Augen. Am besten duschen, munterte sich Al auf. Langsam schlurfte er in das Badezimmer. Sein Blick ging zwischen Dusche und Waschbecken hin und her. Unschlüssig drehte er den Wasserhahn auf.

Al war, als werfe ihn eine Gewalt an die Wand, so sehr schreckte er auf. Ein Schatten glitt durch den Raum, hüllte die Dusche ein und verschwand.

Hatte er Halluzinationen? Ging noch alles mit rechten Dingen zu?

Al stand nur da, schüttelte langsam den Kopf. Er vergaß dabei sogar den Mund zu schließen.

Katzenwäsche. Schnell frühstücken und dann raus an die frische Luft. Diese dumpfen Nebel in seinem Hirn mussten doch zu vertreiben sein.

Was war das nur heute für ein Tag? Man könnte meinen, ein Arztbesuch sei überfällig. Al versuchte das Chaos im Kopf abzuschütteln. Beim Aufbrühen des Kaffees, beim Duft des würzigen Geruchs in der Nase, verlangte es ihn nach frischen, knusprigen Semmeln. Mit Erdbeermarmelade oder Honig. Schnell noch den Kaffee in die Warmhaltekanne geschüttet, dann machte er sich auf den Weg zum Bäcker.

Die klare Luft, die Bewegung des Laufens, all das würde sicherlich die grauen Schatten abschütteln. So glaubte Al. Viel Kundschaft war in dem kleinen Laden auch nicht anzutreffen. Nur eine Frau war vor ihm.

Al liebte Mohnsemmeln. Sollte er diesmal noch eine Brezel dazu nehmen? Für eine spätere herzhaft Brotzeit?

Die Verkäuferin wickelte noch eben den Kauf neben ihm ab, dann war er an der Reihe.

Neben ihm? War da außer der Frau noch jemand, oder stand dort wieder ein grauer Schatten? Al zuckte herum. Die Kundin, die vor ihm an der Reihe gewesen war, verließ gerade den Laden.

„Haben Sie eben einen grauen Herrn bedient?“, fragte Al unüberlegt und wie aus der Pistole geschossen. Sein Gesicht machte fraglos einen sehr entgeisterten Eindruck.

„Nein“, wunderte sich die Verkäuferin, „die Müllerin ist doch allein, seit sie geschieden ist.“ Ihr Blick, der auf Al ruhte, zeigte Besorgnis. Besorgnis um seinen Geisteszustand.

„Zwei Mohnsemmeln,“ bestellte er und versuchte zwanghaft einen sehr normalen Eindruck zu machen. Versuchte die eben gestellte, aufgeregte und irritierte formulierte Frage als Nebensächlichkeitsabzutun.

„Merkwürdig“, dachte sich Al Terego, als er den Laden verließ. „Was sind das für Schatten?“, überlegte er und rieb sich mit einer Hand beide Augen. Geistesabwesend trottete Al weiter. Er war in Gedanken versunken. Achte nicht auf den Weg.

Waren die Schatten tatsächlich Schatten? Waren sie Hirngespinnste? Oder waren sie gar Geister? Al zuckte zusammen. Er glaubte nicht an Geister und Gespenster. Er glaubte nicht an Jenseitiges und Überreales. Er glaubte ... gar nichts. Glaubte vielleicht noch an sich selbst, wenn er nicht schon zu oft davon enttäuscht worden wäre.

Der erste Schatten im Bett beim Aufstehen. Der zweite in der Dusche beim Waschen. Was sollte das nur? Mechanisch, mit gesenktem Kopf schlurfte Al weiter. Der dritte beim Bäcker. Gab das einen Sinn?

„Sinn ist Sinn. Geist ist Geist. Ist Geist Sinn?“, hörte Al plötzlich um sich herum kichern. Irritiert schreckte er hoch. Sah sich um. Alles was er sah, war ein Schwarm Spatzen, der um ein paar Brotreste rang.

Al schlug sich mit der Hand an den Kopf. Als müsste er kaputte Technik darin wieder auf Vordermann bringen. Jetzt hörte er auch noch etwas. So überspannt konnte er doch gar nicht sein.

„Ist Sinn Geist?“, hörte er wieder in einem kicherndem Rhythmus. „Ist Ungeist Unsinn oder so oder anders?“

Erschöpft und mit letzter Kraft schleppte sich Al zu einer Parkbank. Überrascht musste er feststellen, dass er diesmal nicht den üblichen Weg nach Hause genommen hatte, sondern den Umweg durch den Park. Völlig gedankenlos und ungeplant. Wie sollte das mit ihm weitergehen?

Er wollte doch nur aus dem Bett aufstehen oder liegen bleiben. Dann war er aufgestanden und ..., durchzuckte ihn die Erkenntnis, ein grauer nebelhafter Geist war liegen geblieben. Hatte sich sogar auf die andere Seite ge-

dreht, bevor er verschwunden war. Dann ging der Schatten zur Dusche, während Al sich für die kleine Wäsche am Waschbecken entschieden hatte.

Kaufte der dritte Schattengeist eine Brezel?

Schon die Frage, die er sich selbst stellte, hörte sich so sinnlos an, dass er lachen musste. Vielleicht sollte er schnell nach Hause, einen heißen Kaffee trinken und etwas essen. Sich selbst aufmunternd voran treibend, sprang er sportlich von der Bank auf. Ging sogar in einen Laufschrift über.

„War der Sinn meine Entscheidung und der Ungeist meine Nicht-Entscheidung?“ Abrupt blieb er stehen. Der Beutel mit den Semmeln schlug gegen seine Beine. Baumelte hin und her. Al stand in Hab-acht-Stellung, als wagte er nicht die kleinste Bewegung. Dass seine Entscheidungen hin und wieder etwas bewirken, konnte er sich noch vorstellen. Aber dass, ... hier stockten ihm die Gedanken, ... nicht getroffene Entscheidungen ebenfalls Auswirkungen haben, zu schattenhaften Geistern werden ...

Al gruselte es.

Tief in seinem Inneren meldete sich eine kleine vorwitzige Stimme. Er kannte sie. Sie ließ sich immer dann hören, wenn ihm der Schalk im Nacken saß.

„Schnell nach Hause! Schnell nach Hause!“, rief die Stimme zu. In Gedanken eilte er schon voraus. Sah sich die Haustüre öffnen.

Im selben Augenblick machte er auf dem Absatz kehrt und begab sich, ohne darüber nachzudenken, zurück zur Bäckerei.

Widersinnig!

Al spürte, wie die Welt zum Schatten wurde und sich schlagartig auflöste, wie Nebel im Wind.

Nichts.

Er war im Nichts.

Stand dort hilflos mit seiner Einkaufstasche mit Mohnsemmeln. Der Park war verschwunden, die Häuser waren verschwunden. Der Weg, die Bäckerei, ebenso.

Mit etwas Fantasie und angestrengtem Blick konnte er blass um sich herum einige Sterne erkennen. Erst ein paar, dann mehr, als sich seine Augen daran gewöhnten. Sie waren über ihm. Neben ihm. Aber auch unter ihm.

„War das die Welt der getroffenen Nicht-Entscheidung?“, fragte Al sich selbst und wunderte sich diesmal nicht über die komische Frage. „Oder gar deren Nicht-Welt?“

Al ging ein paar Schritte. Jedenfalls tat er etwas, was einer Fortbewegung entsprechen konnte. Da er aber keinen Anhaltspunkt von Irgendetwas hatte, nahm er auch keine Bewegung seiner selbst war.

„Hier müsste ich eigentlich meine Brezel finden,“ versuchte er sich selbst mit einem Scherz zu beruhigen. Das gelang ihm jedoch nicht. Stattdessen erschien vor ihm ein Wirbel. Farbige. Alle Spielarten von lila. Der Wirbel wurde größer. Kam näher an ihn heran. Erreichte schließlich eine Größe, die der Al's entsprach. Erschreckt trat dieser einen Schritt zurück, als wollte er ausweichen.

Von allen Seiten näherten sich Wirbel in lila Farbabstufungen.

Zwei, Drei.

Zwanzig, Dreißig.

Zweihundert, Dreihundert.

Die Wirbel waren überall um ihn herum. Füllten den Raum um ihn. Und es wurden immer mehr.

Intuitiv wusste Al, dass es Portale waren. Portale in die Welten seiner nicht getroffenen Entscheidungen. Nur das machte Sinn. Ihm wurde schwindelig wegen der unermesslich hohen Zahl an Portalen. Er empfand sie als Zersplitterung seiner selbst. Als hätte jede Variante seiner

nicht getroffenen möglichen Entscheidungen Parallel-Welten erzeugt.

Einen Augenblick lang verspürte er Panik, welches das Portal in seine Heimatwelt sein würde, und dass er es nie wieder finden würde.

Egal, er musste es ausprobieren.

Sprang, ohne groß nachzudenken in das nächste wirbelnde Portal. Landete mit zu viel Schwung vor der Theke seiner Bäckerei und hörte sich hastig eine Brezel bestellen. Danach zog er sich wieder in die Nicht-Welt zurück. Es verlangte Al nicht danach in der ‚Brezelwelt‘, wie er sie insgeheim nannte, zu bleiben.

Kaum war er zurück in der Ebene der Portale, sah er, wie sich das soeben Verlassene zusammenzog. Immer kleiner wurde. Und zum Schluss einen glühenden Punkt bildete, kurz aufleuchtete und verschwand.

Der Urknall rückwärts, dachte sich Al. Er hatte eine getroffene Nichtentscheidung, die er gedankenlos erzeugte, aufgelöst. Ein klein wenig fühlte er sich erlöst.

Wie um sich zu versichern, fühlte er seinen Einkaufsbeutel. Ja, da befand sich jetzt neben den zwei Mohnsemmeln auch eine Breze.

Aber er hatte sich doch das erste Mal in der Bäckerei gegen die Breze entschieden, fragte er sich selbst ratlos. ‚Hast du dies wirklich?‘, fragte er sich zurück, ‚oder war es nur die Folge von Gleichgültigkeit und Gedankenlosigkeit?‘

Was es mit dieser merkwürdigen Nicht-Welt auf sich hatte, konnte Al nur heraus bekommen, wenn er weitere Portale durchschritt. Mutig stürzte er sich in das nächst Beste.

„Ich muss den Auftrag fertig kriegen!“, schrie Al den Bildschirm seines Computers an. „Ich muss den Auftrag fertig kriegen!“ Eben wollte er weiter tippen, da fiel ihm

die halb gerauchte Zigarette aus der Hand. Fiel auf sein Hosenbein. Im Nu war ein Lock hinein gebrannt.

„Scheiße!“, schalt er sich selbst. Er pickte die Zigarette auf und drückte sie in den Aschenbecher, der bereits überquoll. Durch diese ungeschickte Bewegung schob er einen Großteil des Inhaltes auf die Dokumente, die sich darunter befanden.

Al packte sich am Gesicht. Fuhr mit den Fingernägeln durch die Haut. Er wollte dadurch sich selbst Einhalt gebieten. Sich selbst wieder bewusst werden. Dem Auftrag-Erfüllen für eine Sekunde entkommen.

Sehr gut konnte sich Al noch daran erinnern. Vor beinahe zehn Jahren, bekam er von seinem damaligen Chef das Angebot viel, viel mehr Geld zu verdienen, wenn er sich mit seiner jetzigen Arbeit, selbstständig machte. Das Geld hätte ihn schon gereizt. Aber er wollte sich nicht mit so einer schwierigen Entscheidung herum schlagen. Deshalb hatte er damals die Sache im Sande verlaufen lassen.

Al atmete tief durch. Die Alternativ-Welt löste sich auf. Er stand wieder in der Welt der Portale. Sah dem wirbelnden Farbenspiel zu, als sich das Portal auflöste. Zurück blieben die blass funkelnden Sterne. Raucher sollte er geworden sein? Schon bei dem Gedanken wurde ihm übel. Kopfschüttelnd nahm Al die Tatsache wahr, was die Entscheidung damals für ihn hätte auslösen können. So hätte er niemals leben wollen.

Wieder fühlte er sich erleichtert. Etwas befreiter, erlöst.

Vor seinen Augen sah er plötzlich das überschminkte Gesicht einer gealterten Frau. Die blonde Perücke verrutscht, hockte sie auf dem Waschtisch der Herrentoilette dieser herunter gekommenen Kneipe. Sie zog die gespreizten Beine rechts und links hoch. So bot sie ihren Unterleib dar, der nicht durch einen Slip verdeckt war.

Al stellte sich nah an den Waschtisch und war gerade dabei seine Hose zu öffnen.

„Mach schon,“ versuchte die Frau ihn mit rauer Stimme anzuspornen. Zog sich dabei mit einer Hand das T-Shirt über den Busen. In der anderen hielt sie einen Apfel, in den sie genüsslich hineinbiss.

Die Szenerie traf Al wie ein Schlag. Völlig verwirrt stolperte er rückwärts. Stieß schmerzhaft mit dem Kondomautomat zusammen. Das letzte, was er sah, war der erstaunt geöffnete, mit durchkautem Apfel gefüllte Mund der billigen Hure.

Al drückte und drängte sich durch die Menschenmassen in der Kneipe. Verraucht und mit ohrenbetäubender Musik. Die Ausgangstüre schien unerreichbar weit weg zu sein.

Endlich draußen wurde ihm klar, was hier eben abgelaufen war. Auch emotionelle Entscheidungen hätten klarer getroffen werden sollen.

Der nächste Sprung geriet zum Albtraum. Al lag auf matschigem Boden. Es regnete in Strömen. Er hob den Kopf, um zu sehen, wo er sich befand. Mit dem Hinterkopf schlug Al heftig gegen einen Steinblock. Beißender Schmerz durchzog seine Hirnschale. Instinktiv legte er die Hand schützend auf die verletzte Stelle. Die großen Tropfen des kalten Regens wuschen Blut von der Wunde. Da traf ihn eine erschütternde Erkenntnis wie ein Hammerschlag. Der Steinblock war ein Grabstein. Dort stand sein Name ‚Al Terego‘ eingemeißelt. Sein Blut tropfte noch von den verwitterten Lettern.

Da entfuhr ihm ein Schrei. Weg hier, nur weg! Aber etwas hielt ihn fest. Da sah Al gleichzeitig vor seinen Augen mehrere Szenen und Gefühle: Glimmende Wut auf Alles und Jeden. Seinen Hass sich auf ein Leben einzulassen, dass nicht nach seinen Wünschen laufen kann. Der

Blick in die Tiefe von der Dachkante des Hochhauses.
Der Fall. Die Wucht des Aufpralls.

Ja, sagte sich Al, diese Vorstellungen waren ihm nicht fremd. Er wusste sich selbst nicht einzugestehen, ob er aus Feigheit oder Unschlüssigkeit diese Option nicht wahr gemacht hatte.

So löste Al nach und nach alle Schatten auf. Befreite sich von der Last der unbewussten Entscheidungen oder Nicht-Entscheidungen. Bis schließlich nur noch ein Portal übrig war. Es war anders, als die anderen. Es war wie ein Ausgang aus der Nicht-Welt. Ein Weg von dieser Zersplitterung seiner selbst weg.

Al Terego dachte nicht lange nach. Nur fort von dem Labyrinth seiner Gedankenlosigkeit, des Treibenlassens, des Nichtwahrhabenwollens. Endlich wieder Er-Selbst-Sein und Wach-Sein.

Al bemerkte, wie er im letzten Augenblick des Springens die Luft anhielt. Als würde er ins kalte Wasser springen. Ins Unbekannte.

Al erwachte. Streckte die Glieder.

Wunderbar.

Er fühlte sich heil. Er fühlte sich wach.

Endlich zuhause.

Aber ... wer war nur die Frau neben ihm?

Er wusste nur, dass er sie abgrundtief liebte.

Der Handwerksbursche und der Tod

Vor vielen, vielen Jahren wanderte ein gewitzter Handwerksbursche durch das romantische Regnitztal. Vom geschäftigen Nürnberg kommend, hoffte er, im gemütlichen Bamberg eine neue Anstellung zu finden. Er war fröhlich und wohlgenut.

In einem kleinen Flecken namens Hirschaid angekommen, erfuhr der Handwerksbursche, dass es bis zu seinem Ziel noch zwei deutsche Meilen seien. Also beschloss er, in einer kleinen, bäuerlichen Schankstube Rast zu machen. Sie war kärglich besetzt, da es für einen Wirtshausbesuch eigentlich noch zu früh an der Stunde war.

Der fröhliche Bursche saß gerade vor seinem kühlen Bier, da gesellte sich ungefragt und ungebeten ein merkwürdiger Zeitgenosse an seinen Tisch. Kälte ging von ihm aus, und ein eisiger Dunst umgab ihn. Außer seinem schwarzen, langen Mantel, den er trotz der warmen Frühlingssonne trug, und seinem schwarzen Hut, hatte er einen langen, schmutzig-grauen Leinenschal um, mit dem er sein Gesicht verdeckte. Noch auffälliger aber als seine seltsame Kleidung war sein tödlich stechender Blick. Wie die Augen einer Raubkatze starrten sie aus dem Spalt, den er beim Umwickeln seines Kopfes freigelassen hatte, hervor.

Verwundert, aber auch verängstigt, zog der Handwerksbursche sein Bier mit beiden Händen zu sich bis an die Tischkante heran.

Neben der Kälte vermittelte die Kreatur auch das Gefühl abgrundtiefer Trostlosigkeit.

„Sei ...“, der Handwerksbursche schluckte trocken vor Nervosität. „Sei begrüßt...“

„Seit Stunden bin ich dir, Tauwald, dem Tischlergesellen, gefolgt“, knurrte der Unbekannte und deutete daraufhin mit seinem knöchernen Zeigefinger direkt auf ihn. Seine Stimme klang tief und kalt. Jedes Wort ging dem Handwerksburschen schmerzhaft durch Mark und Bein.

Er nahm all seine Kraft zusammen und versuchte, der Situation Herr zu werden, aber die grausamen Augen des Fremden zogen ihn in seinen Bann. Er fühlte sich wie gelähmt, als wäre er eine Fliege, die bereits von der Spinne als Opfer auserkoren worden war.

„Wa ... warum...?“, stammelte Tauwald ängstlich.

Jetzt nahm der schreckliche Unbekannte seine dünnen Finger zurück und begann, seinen schmutzig-grauen Leinenschal abzuziehen. Windung um Windung enthüllte sich ein eingefallenes, kahles Gesicht, das, Tauwald schluckte verstört, einem Totenschädel glich. Einzig der stechende Blick verriet, dass er hier ein höchst lebendiges, aber vielleicht todbringendes Wesen vor sich hatte.

Wieder tönte die hypnotisch tiefe Stimme, die in den Ohren schmerzte: „Ich bin das mächtige Wesen der Unterwelt. Du wirst über meinen Rachen und meinen Schlund direkt und auf ewig in die Hölle fahren.“ Im selben Augenblick riss er sein lippenloses Maul auf. Das Gebiss eines unbarmherzigen Raubtieres offenbarte sich.

Es war riesig!

Schleimtriefend!

Panik machte sich in dem armen Handwerksburschen breit. Er wollte rechterhand und linkerhand Hilfe suchen, aber der erbarmungslose Blick seines Gegenübers hielt ihn fest. Tauwald wähnte sich verloren, ... es sei denn...

„Du bist so mächtig, dass du alles verschlingen und in die Hölle fahren lassen kannst?“, fragte er unvermittelt und erschrak sogleich über seine Frechheit.

Verwundert schloss der Angst einflößende Fremde seinen Rachen zur Hälfte. Seine Augen bekamen einen fra-

genden Blick. Ein nachdenkliches, leises Knurren verließ den Rachen.

„Ja“, sprach er, „ich bin so mächtig.“ Sogleich wollte er sein Maul wieder aufreißen.

„Moment noch“, hakte der vorwitzige Handwerksbursche nach, „einen kleinen Moment noch“, bat er den schrecklichen Unbekannten, der sich wieder von Tauwald irritieren ließ. „Mir fällt gerade ein: Ein Vielfraß kann sich nicht selbst fressen.“

„Was?“, krächzte es verwirrt aus den erbarmungslosen Kiefern seines Gegenübers.

„Wenn du wirklich ein so mächtiges Wesen bist, müsstest du es doch besser können, als ein Vielfraß, oder?“

„Ich bin viel mächtiger als ein ...“

Von dem Gefühl getrieben, im Augenblick die Oberhand in dem tödlichen Disput zu gewinnen, unterbrach Tauwald sogar den Tod. Er wusste: jetzt oder nie. Es würde keine zweite Chance geben.

„Dann könntest du dich auch selbst in die Hölle verschlingen?“ Pfiffig trotzte der Handwerksbursche den gefährlichen Raubtieraugen.

„Natürlich bin ich so mächtig... oder...“, sprach der teuflische Tod. Dann, eher zu sich selbst, „Es sollte doch gelingen ... ich bin der Seelenvertilger ...“ Gleich einem Höllenfeuer öffnete sich ein Strudel um ihn herum. Versuchte, ihn zu verschlingen; den Meister selbst in die Hölle zu ziehen. In einem Nebel aus Albtraum und Staub löste sich schließlich die teuflische Gestalt auf.

Tauwald wartete keine Sekunde länger. In einem Zug leerte er sein Bier und machte sich sogleich daran, seine Wanderschaft fortzusetzen.

Doch wer spielt nun den Bösen in der Welt? Tauwald fragte sich, ob die Menschen so töricht wären, sich selbst

die Hölle auf Erden zu bereiten. Aber er schüttelte den düsteren Gedanken ab.

„Wir Menschen werden schon nicht dümmer als der Teufel sein“, rief Tauwald hoffnungsvoll aus und lief fröhlich dem nahen Bamberg zu.

GENRE: SCIENCE-FICTION

Der Planet des Kriegsgottes Mars

„Dies ist dann das letzte Mal, dass wir voneinander hören“, krächzte die Stimme des technischen Leiters der Bodenstation aus dem Bordlautsprecher. „Tut mir leid, aber dass die Großen dieser Welt sich gerade jetzt die Köpfe einschlagen wollen, damit konnte niemand rechnen.“ Der Rest ging im Rauschen unter, den die schnellen Protonen des Sonnenwindes verursachten.

Christian sank wie erschlagen in seinen Sitz in der Funkstation. Man hatte sie aufgegeben, quasi zum Tode verurteilt, obwohl gerade sie hier an Bord der Aurora nichts, aber auch gar nichts für die politischen Spannungen auf der gut 40 Millionen Kilometer entfernten Erde konnten. Am liebsten hätte der Fachmann für Funk und Elektronik ins Mikro gebrüllt. Hätte denen da unten ins Gesicht geschrien, dass man sie hier oben nicht einfach sich selbst überlassen dürfe. Jeder hatte Verwandte, Freunde, Lebenspartner oder Kinder.

Aber, das wusste Christian, war nicht möglich. Bei dieser Entfernung brauchte das Funksignal im Idealfall beinahe 7 Minuten. Die Störungen durch den Sonnensturm, der alles bis zur Unkenntlichkeit verzerren konnte, gar nicht mitgerechnet. Und dieser Sturm würde noch viele Stunden dauern.

Es half nichts. Christian musste den Kapitän der Aurora informieren. Hilflös versuchte er noch das Trägersignal zur Bodenstation zu erfassen, aber das existierte nicht mehr. Die Sicherungsleine war gekappt worden.

Schwer stemmte sich der durchtrainierte Mann hoch. Physisch und psychisch hatte er in den letzten Jahren nur auf diese Mission hingearbeitet. Doch nun sollte sie, mehr als er gehnt hatte, zu seinem Schicksal werden.

Langsam lief Christian an den in die Wand eingebauten Kontrollbildschirmen vorbei. Die Intensitätskurve der Sonnenstrahlung interessierte ihn jetzt überhaupt nicht. Gebeugt, als würde er eine schwere Last tragen, ging er den zentralen Weg der um den Korpus des Raumfahrzeuges rotierenden Sphäre, die den Wohn- und Arbeitsbereich beinhaltete. Diese Rotation gewährleistete das Vorhandensein von Schwerkraft. Hier war der reguläre Aufenthaltsbereich der Mannschaft während der Reise zum Planeten Mars.

Vor ihm führte der Weg aufwärts, zwar nur scheinbar, weil die Rundung der Sphäre diese vorgab, aber Christian fühlte die Steigung real und beschwerlich, so sehr belastete ihn die Nachricht. Wie sollte er das nur den Kollegen und Mitforschern beibringen, dem internationalen Team von fünf Astronauten aus vier Ländern.

Lange starrte Christian auf den Aufdruck ‚Capt. Loran‘, der von dem Symbol für diese Mission umrahmt war, bevor er den Mut hatte, durch den Druck auf eine dezente Signaltaste auf sich aufmerksam zu machen. Unverzüglich öffnete sich die Tür. Carol, wie der Kapitän kurz genannt wurde, saß in kurzer weißer Sporthose und Trägerunterhemd vor ihrem kleinen Schreibtisch und schrieb eine Email am Laptop.

„Was gibt es, Chris?“, fragte sie und blickte kurz auf. Sogleich wurde ihr aber der entsetzte Gesichtsausdruck des Funkers bewusst und sie erhob sich langsam und erwartungsvoll.

„Die Bodenstation hat sich verabschiedet“, sagte er stotternd.

„Was?“

„Man hat das Projekt aufgegeben.“ Er schnippte mit dem Finger. „Einfach so.“

„Das kann doch nicht sein!?“ Carol war die Afroamerikanerin im Team. Sie öffnete an ihrem Laptop eine ande-

re Oberfläche und suchte das Trägersignal, immer hektischer werdend.

„Das habe ich alles schon überprüft.“ Chris aus Deutschland stöhnte, „sie ist weg. Man hat da unten einfach den Strom abgeschaltet.“

„Krieg?“

„Die Hardliner aller Länder haben sich wohl durchgesetzt.“

„Verdammt, und was sollen wir jetzt tun?“

„Die Frage wirst du jetzt der Mannschaft beantworten müssen.“

Sie fingerte sich das Headset hinters Ohr.

„Besprechung in 10 Minuten im Pub“, rasselte sie mechanisch ins Mikro.

An Chris gewandt: „Überprüfe noch mal die Ausweichfrequenzen.“ Der nickte und ging.

Als er später in den Freizeitraum, genannt Pub, kam, saßen schon alle dort und starrten ihn erwartungsvoll an. Einschließlich des Kapitäns.

Der drahtige Pedro, Spitzname Pete, der Hispano-Amerikaner, klopfte nervös mit den Fingern auf den Tisch. Der Russe Vlad blickte wie immer stoisch vor sich hin. Nur die grazile Wu aus China fehlte.

Carol hatte scheinbar alle Anwesenden schon vorinformiert.

„Was ist nun?“, herrschte Pete den Funker an.

„Nichts“, sagte Chris und zuckte mit der Schulter. Er schnappte sich einen Stuhl und öffnete eine der Wasserfläschchen, die auf dem Tisch standen. „Totenstille. Nicht einmal die geostationären Fernsehsatelliten scheinen zu arbeiten.“

„Kannst du das bei dem Sonnensturm da draußen, der alle Frequenzen gleichermaßen beeinflusst, überhaupt sagen?“, fragte Vlad analytisch.

Chris verzerrte sein Gesicht zu einem Grinsen. „Die Hoffnung stirbt zuletzt.“

„Ich bin dafür, dass wir erst einmal das Ende der Funkstörungen abwarten und dann erneut einen Kontakt mit der Erde versuchen“, schlug Vlad vor.

Bei diesen Worten sprang Pete auf. „Weißt du, was du da verlangst? Deine Russenbande überfällt die freie Welt und wir sollen warten?“

„Ruhig!“, mahnte Carol. „Wir wissen nicht, was wirklich da unten passiert ist.“ Sie sah die beiden Kontrahenten scharf an. „Was immer auch dort geschehen ist, darf uns nicht unvernünftig werden lassen. Wir sind hier alle aufeinander angewiesen.“

„Was machen wir, wenn wir keinen Kontakt bekommen?“, fragte Pete, genervt durch die Rüge.

„Welche Optionen haben wir?“, fragte Carol in die Runde.

„Sollen wir darüber wirklich schon nachdenken?“, fragte Vlad skeptisch.

„Natürlich, wir müssen uns doch vorbereiten“, antwortete der Kapitän. „Die deutlichen Worte des technischen Leiters der Bodenstation, der Ausfall des Trägersignals und aller anderen Funkverbindungen, das alles können wir nicht ignorieren.“

Vlad atmete schwer durch. Hinter der stoischen Fassade schienen Emotionen zu wüten.

„Vielleicht ist es aber nur ein Stromausfall dort unten“, versuchte er zu beschwichtigen.

„Weltweit?“, herrschte ihn Pete wieder an. „Und dann sind auch noch alle Satelliten davon betroffen?“

„Aber das könnte doch auch ein Grund sein“, rechtfertigte sich Vlad.

„Es gibt nur einen Grund für den planetenweiten Stromausfall“, ereiferte sich Pete wieder. „Eure Bomber!“

„Pete“, mahnte Carol erneut, „so nicht! Es hat niemand etwas davon, wenn wir uns gegenseitig zerfleischen.“

„Der wahre Aggressor auf der Welt ist nicht das russische Volk“, verteidigte sich Vlad und fuhr sogleich fort, bevor jemand auf diese Spitze reagieren konnte, „wir sind in etwa 10 Tagen in der Marsumlaufbahn. Ich könnte Berechnungen anstellen, wie wir mit der Beschleunigung sozusagen gleich durchstarten könnten, um ohne Übergang zurückzufliegen. Technisch kein Problem.“ Selbstzufrieden lehnte er sich zurück.

„Aber versorgungstechnisch vielleicht“, widersprach ihm Carol. „Wir brauchen das Eis im Marsboden für Wasser und Sauerstoff.“

„Aber nur, wenn wir uns weiterhin den hohen Lebensstandard leisten wollen, den wir bisher hatten“, grinste Vlad. „Außerdem gibt es dann noch die Ressourcen an Energie, die wir für Landung und Rückstart auf dem Mars vorgesehen haben, und die können wir für einen direkten Heimflug besser verwenden.“

„Wer verschwendet hier Ressourcen?“, fragte Pete lau-ernd, der sich direkt angesprochen fühlte, mit Blick auf Carol. Aber die winkte ab.

„Bei anderen Völkern gehört es zum normalen Leben mit dem Minimum auszukommen“, setzte Vlad nach. „Aber das können manche wohl nicht nachvollziehen, da sie es nie gelernt haben.“

Bevor die Situation zwischen den beiden wieder eskalierte, meldete sich Chris zu Wort. „Bei einer Landung, der Aufarbeitung von notwendigen Rohstoffen, dem Rückstart zum Orbiter und so weiter, können wir nicht auf die technische Unterstützung der Bodenstation zurückgreifen“, gab er zu bedenken. „Können wir wirklich mit unseren Mitteln alle Eventualitäten durchrechnen, damit wir das zusätzliche Risiko tragen können?“

Vlad grinste.

„Wenn die Deutschen in der Lage gewesen wären, auch ohne Pläne zu arbeiten und in unvorhergesehenen Situationen zu improvisieren, würden wir jetzt vielleicht vom Herrenmenschen zu Großdeutschland regiert“, unkte Vlad. „Was wir hier brauchen, sind Mut und Zuversicht.“

Chris senkte den Kopf. Mit solchen Argumenten hatte er noch nie umgehen können. Sie trafen ihn. Auch jetzt im Jahr 2012.

„Wo ist eigentlich die Chinesin?“, fragte Pete argwöhnisch.

„Vielleicht hat sie ja den Befehl, uns hier oben alle zu ermorden“, mutmaßte Vlad.

„Wie denn?“, fragte Chris, der froh war, dass er als der Deutsche nicht mehr Thema war. „Unser Tod wäre auch ihr Tod.“

„Hört auf, euch gegenseitig zu verdächtigen“, schrie Carol und schlug mit der Hand auf den Tisch. „Das bringt uns gar nichts. Wir müssen zusammenhalten, damit wir überleben können.“

Im selben Augenblick kam Wu zur Tür herein. Vlads massiger Körper erhob sich langsam. Er wirkte bedrohlich.

„Da ist sie ja“, drohte Pete unverhohlen, „wo warst du denn, kleine Chinesin? Tust so, als interessiert dich unsere Katastrophe nicht, um uns dann allen den Sauerstoff abzudrehen!“

Vlad machte Anstalten, die vermeintliche Saboteurin zu packen.

Chris sprang auf und stellte sich vor sie. Carol ging auf den Russen zu und schrie ihn an: „Wu hat auf meine Anweisung hin unseren Status in der Botanik untersucht.“ Überraschenderweise drehte sich Vlad jetzt plötzlich um, schnappte sich einen Arm voll Lebensmittel und verschwand zur Tür hinaus. Carol setzte hinterher.

„Der Russe bestiehlt uns“, schrie Pete und folgte ihr. Chris kümmerte sich um Wu, die wegen des bedrohlichen Empfangs sehr verstört war.

Wenige Augenblicke später kam Carol wieder zurück.

„Er hat sich im Triebwerksraum verschanzt“, berichtete sie.

„Und Pete?“, fragte Chris.

„Ist der nicht hier ...?“, fragte der Kapitän und schaute in die Runde.

„Er ist euch gefolgt.“

„Verdammt! Kriegshass“, seufzte Carol. Doch gleich kam wieder die Starke in ihr durch. „Ich muss sofort hinterher, bevor noch jemand verletzt wird.“

„Ich komme mit“, schlug Chris vor.

„Nein, bleibe hier bei Wu“, ordnete sie an, „wer weiß, was den beiden Verrückten noch einfällt.“

„Aber“, wollte der Funker noch einwenden, doch der Kapitän schnitt ihm das Wort ab: „... und versperrt die Tür.“ Mit schlechtem Gewissen, aber weisungsgemäß, betätigte Chris die elektronische Verriegelung. Besorgt wandte er sich Wu zu. Sie hatte währenddessen damit begonnen, zwei Gläser mit Tee in der Mikrowelle zu erhitzen. Nach wenigen Sekunden konnte sie diese wieder entnehmen.

Der Funker stellte sich vor den einzigen Überwachungsmonitor, den es in diesem kleinen Freizeitraum gab. Schnell schaltete er auf die Kameras verschiedener Standorte im Raumschiff, um sich über den Ablauf der Dinge zu informieren.

Der zentrale Flur der drehenden Einheit war leer. Ebenso die Hauptbrücke und der Funkraum. Weiter ging Chris Einstellung um Einstellung durch.

„Da, im Zugangsraum zu den Triebwerken, tut sich was“, sagte er. Mit den wenigen Steuertasten suchte er

die gesamte Räumlichkeit ab. „Ich dachte, ich hätte Pete gesehen.“

Wu kam zu ihm und hielt ihm einen heißen Tee hin, den Chris dankbar annahm. Weiter drehte Chris die Kamera. Da tippte die Chinesin mit ihrem Finger auf den Bildschirm. Genau an dieser Stelle, der Funker erkannte dies erst jetzt, presste sich Pete zwischen zwei Tankbehältern mit flüssigem Wasserstoff.

Der Zugangsraum gehörte zu den nichtrotierenden Teilen des Schiffes. In ihnen herrschte Schwerelosigkeit.

Jeder kannte sich zwar mit den wesentlichen Funktionen der Maschinen aus, aber der eigentliche Fachmann war Vlad. Der Maschinenraum war sein Reich. Seine Arbeit konzentrierte sich zwar auf das Überwachen und Justieren, aber er sah sich gerne mit einem Schraubenschlüssel in der Hand. Es gab solche Werkzeuge an Bord, aber sie wurden selten benötigt.

In diesem Augenblick streckte sich Pete, um seine Umgebung zu beobachten. Wie eine Waffe hatte er eine schwere Rohrzange umfasst. Chris fragte sich, was er wohl damit vorhatte. Auf alle Fälle wollte er den Kapitän darüber informieren.

„Chris an Carol“, rief er in die Bordsprechanlage. Wenige Sekunden später meldete sich die Gesuchte.

„Was gibt es?“

„Pete ist vor dem Zugangsraum“, meldete Chris, „und er hat sich mit einem schweren Eisenwerkzeug bewaffnet.“

„Vlad ist im Raum selbst und hat sich dort verschanzt. Die bilden sich wohl ein, sie müssten hier den Krieg weiterführen.“

Da meldete ein Blinklicht den Ausfall eines Überwachungsgerätes. Warnend dröhnte ein Alarm los.

„Da baut sich ein Überdruck in der Zufuhrleitung zur Brennkammer auf“, schrie Chris in die Sprechanlage.

„Der verdammte Sonnenwind bringt uns noch zusätzliche Probleme.“

„Nicht der Sonnenwind ist es“, sagte der Kapitän, „sondern unsere beiden Kontrahenten. Das Problem wäre schnell gelöst, wenn jemand an das Ventil herankäme.“

„Ich versuche es“, rief Chris ins Mikro, und an Wu gewandt: „Bleib mit uns in Kontakt und gib die Druckwerte durch.“

Wu nickte. Der Funker gab ihr seine halbgeleerte Tasse und öffnete die Verriegelung der Tür. Die Botanikerin streckte sich auf die Zehenspitzen und hauchte ihm einen Kuss auf die Wange.

„Viel Glück.“

Chris lächelte kurz, griff sich ein Headset und rannte los. An der nächsten Leiter zum Aufstieg in die Mittelkonstruktion des Schiffes kletterte er empor. Am Zugang musste er die übliche Zeit warten, bis die Drehung den Durchgang freigab. Diesmal schien es endlos lange zu dauern.

„Wie ist die Lage?“, fragte er währenddessen über Funk.

„Pattsituation“, sagte Carol. „Vlad besetzt den Triebwerksraum und Pete den Vorräum.“

Dann war die Öffnung endlich da. Chris schnellte hinein und damit auch in den schwerelosen Bereich des nichtrotierenden Teils. Dort ging es bedeutend langsamer voran, wollte er sich nicht durch seine eigene Wucht den Schädel an einem Stahlträger einschlagen.

Schließlich erreichte er Carol. Die hielt sich an einem Deckengriff vor der Zugangsschleuse zum Technikbereich fest und sah durch das kleine Bullauge in der Tür.

„Die Schleuse ist verriegelt“, sagte sie. Sofort machte sich Chris daran, das Kästchen mit der dazugehörigen

Elektrik zu öffnen. In seiner Hektik bekam er den simplen Drehverschluss nicht richtig zu fassen.

„Der Druck in der Zufuhrleitung nimmt zu“, meldete Wu. „Er ist bei 95%.“

„Schneller“, hetzte Carol Chris.

Der hatte jetzt den Dreh heraus. Vierteldrehung, ziehen und Platte abnehmen. Aus der Brusttasche seines Overalls zog er einen kleinen Schraubenzieher. Damit begann er verschiedene Lötstellen zu berühren.

„Was dem Techniker sein Schraubenschlüssel, ist dem Elektroniker der Phasenprüfer“, witzelte Chris. Im selben Moment blitzte es in dem Kästchen, es rauchte und roch verbrannt. Der Funker hatte einen Kurzschluss verursacht.

„Los“, sagte Carol und machte sich daran, die Schleuse per Hand an einem Drehkreuz zu öffnen.

„Der Computer löst gleich den Alarm aus“, meldete Wu per Funk. „Die Sicherheitsschwelle ist überschritten.“ Zeitgleich hupte die nervtötende Sirene durch das Raumschiff. Panikartig starrten sich Carol und Chris an. Nach einer Schrecksekunde arbeiteten beide fieberhaft weiter. Nur schwer lockerte sich das Schott.

„110% Druck“, meldete Wu mit piepsiger Stimme.

Da unterbrach Carol ihre Anstrengung, weil plötzlich die Befürchtung in ihr aufstieg, dass die Zeit nicht reichen würde.

„Vlad“, schrie sie beinahe hysterisch ins Mikro, „Druckalarm. Sofort entlüften. Sitzt du auf deinen Ohren?“

„Der will uns alle umbringen“, hörte sie Pete im Headset keuchen.

Da meldete sich die Stimme Vlads. Sie klang gehetzt.

„Wenn ich zur Konsole rübergehe, erwischt mich der wahnsinnige Kriegstreiber“, stieß er ins Mikro. „Ich muss meine Triebwerke schützen.“

„Gehe zur Konsole“, bemühte sich Carol ruhig zu sprechen. „Pete wird dir nichts tun.“

Währenddessen mühte sich Chris weiter am Schott ab. Durch die Schwerelosigkeit konnte er nicht genügend Kraft aufbauen. Krampfhaft verkeilte er sich im Türrahmen.

„120%“, war Wu zu hören. Ihre Stimme klang zunehmend ängstlich heiser.

„Pete“, sprach Carol klar und deutlich in ihr Mikro. Dabei klopfte sie gegen das Bullauge. „Kannst du uns mit dem Schott helfen? Es lässt sich nicht öffnen.“

Doch der antwortete: „Wenn ich hier weggehe, macht der irgendwas an der Konsole und wir alle fliegen in die Luft. Dann haben die Schweine doch noch gewonnen.“

Carol schien verzweifelt.

„Chris, was ist mit dem Schott?“, rief sie und fasste die anderen beiden Griffe des Drehkreuzes. Mit vereinten Kräften versuchten sie die Verriegelung zu lösen.

„Verdammt“, keuchte Chris, „da muss doch jemand von innen“

„130%!“

„Vlad, an die Konsole!“, befahl Carol barsch.

„Nein, der wird uns umbringen!“, schrie Pete in sein Mikro.

„Ihr *beide* bringt uns noch um“, schrie der Kapitän wütend zurück.

Da zischte eine Stichflamme durch den Vorraum; von irgendwoher.

„Pete! Vlad!“ Carol war außer sich.

Im selben Moment entzündete sich der Überdruck des reinen Sauerstoffs in einer gewaltigen Explosion. Wie in einem Erdbeben vibrierte der Rumpf des Raumschiffes. Weitere Alarmsirenen schalteten sich automatisch dazu. Giftige Dämpfe drangen durch die Lüftungsschlitze.

Eine Schrecksekunde später brüllte Carol Anweisungen an Wu in ihr Mikro.

„Wu, schnell zur nächsten Steuerkonsole. Flugbahn stabilisieren!“

An Chris: „Weg hier!“

Doch bevor der Funker der Anweisung Folge leistete, lugte er noch einmal durch das Bullauge im Schott. Dort sah er nicht mehr den Zugang zum Triebwerksraum. Er sah nur Sterne.

Wie zwei Ertrinkende umfassten sich Carol und Chris und versuchten mit angehaltenem Atem und wegen des beißenden Qualms mit zugekniffenen Augen zur rückwärtigen Lukentür zu schweben, wobei aus dem Schweben eine Art Dauer-Kollision mit den stählernen Trägern der Hüllenkonstruktion wurde. Blut tropfte von Chris' Stirn. Beide Astronauten waren rauchgeschwärzt.

Sehr viel später, so schien es ihnen jedenfalls, erreichten sie die Tür. Mit einem Faustschlag auf den Auslöseknopf verriegelte der Funker sie. Carol riss den Schrank zum Sicherheitsequipment auf und griff zwei Atemmasken mit kleiner Sauerstoffflasche.

Froh, dem Inferno vorerst entronnen zu sein, hielten sie sich schweigend fest und starrten einander in die aufgerissenen Augen. Sie atmeten tief durch.

Später, in der Hauptbrücke des Raumschiffes, saßen die drei auf ihren Stationen und kontrollierten den Status des Schiffes. Nur Carol blickte unentwegt durch die große Scheibe des Frontfensters auf den Planeten Mars. Er war bereits größer als der irdische Vollmond.

„Triebwerk 2 und 3 hat es erwischt“, meldete Chris scheinbar gefühllos. Den emotionellen Ausbruch über ihre ausweglose Situation wollte er nicht jetzt und nicht hier zulassen.

„Damit auch unsere Rückfahrkarte“, kombinierte Carol, „und das nach fünf Monaten Reise.“

„Lebenserhaltung und Landetransporter sind soweit in Ordnung“, meldete Wu.

„Dann wollen wir mal hoffen, dass das unterirdische Wasser, welches uns die Sonden gemeldet haben, kein Trugschluss war.“ Der Kapitän ließ sich erschöpft in den Sessel fallen.

„Und uns niemand die Habitat- und Versorgungseinheiten geklaut hat, die vorausgeschickt wurden“, gab Chris scherzhaft zu bedenken.

„Ich glaube, der Planet des Kriegsgottes Mars wird ein zutiefst friedlicher Ort werden“, träumte Carol Loran und streckte sich rückwärts, damit sie die Hand von Chris erreichte.

„Prioritätenwechsel - *piep* - große Herausforderung – *piep* - Marsmensch werden.“ Chris' Lachen gab den anderen Mut.

Hoffnungsvoll strich sich Wu zärtlich über den Bauch.

Im Zeichen des Feuers

Greta glaubte sich verhöhrt zu haben. Normalerweise glühte das Ding weder, noch brummte es. Doch es blieb ihr keine Zeit über das Phänomen nachzudenken, denn jemand hämmerte gegen ihre Haustür. Wie schön wäre es, wenn ihr Mann nicht wieder auf Geschäftsreise wäre, sondern hier, in ihrem Zuhause.

„Ja?“, fragte sie zögerlich durch den Spalt, den sie die Tür geöffnet hatte.

Ein Fuß drängte sich hinein. Gleich darauf folgte ein Arm.

„Polizei!“, rief einer der fünf Herren in schwarzen Anzügen, die vor der Tür standen. „Wir haben nur ein paar Fragen.“ Schon standen die ersten im Flur. „Wir dürfen doch herein kommen? Es dauert nicht lange.“ Der Sprecher schien schon etwas älter, denn die Schläfen seines kurzgeschnittenen schwarzen Haares schimmerten bereits silbern.

„Ist etwas geschehen?“, wollte Greta gerade fragen, doch der Mann lächelte beruhigend und sagte: „Bitte beunruhigen Sie sich nicht. Mein Name ist Smith. Es geht nur um ein paar Informationen.“

Greta bekam Angst. Während der Sprecher freundlich schien, starrten zwei weitere sie misstrauisch an. Die anderen sahen sich neugierig um.

„Wo ist es?“, fuhr sie ein jüngerer Beamter unbeherrscht an. Dabei stürmte er gleich weiter in das Wohnzimmer.

Greta verstand nicht.

Smith nahm sie sanft, aber doch bestimmend am Arm und führte sie hinterher.

„Was suchen Sie?“, fragte Greta verschüchtert.

Doch der jüngere Beamte besah sich nur die Gegenstände, die in einem Regal mit gläsernen Fächern lagen. Er nahm sie auf und warf sie dann achtlos zurück.

„Was ist das für Zeug?“, fragte er belanglos. Die Stimmung schien bei ihm schnell umzuschlagen.

„Kunst.“ Greta konnte sich nicht vorstellen, was hier vorging.

„Naja, Geschmackssache.“ Spuckte er aus.

Erst jetzt registrierte Greta, dass die anderen drei Herren ihnen nicht in das Wohnzimmer gefolgt waren. Sie wollte gerade nach ihnen sehen, da drängte Smith sie auf die Couch.

„Das geht schon in Ordnung. Die wissen, was sie tun müssen.“ Die Stimme des Älteren klang ruhig und ausgeglichen. Fast freundlich. „Erzählen Sie etwas von Ihrem Mann. Wo ist er jetzt?“

„Er ist auf Geschäftsreise“, begann Greta, nachdem sie trocken geschluckt hatte.

Da schnellte die Fratze des jüngeren Zivilpolizisten in ihr Blickfeld.

„Wollen Sie uns verarschen?“, schrie er sie an.

Greta erstarrte vor Schreck.

Da meldete sich Smith wieder mit seiner sonoren Stimme.

„Was mein Kollege meint, ist, wo er jetzt ist, wann ist er abgereist und wann wird er zurückerwartet?“

Greta versuchte ihm ein Lächeln zu schenken, aber es hielt nur für eine halbe Sekunde.

„Seit Montag. Wann er wiederkommt ...“ Die Informationen kamen stoßweise. Ihr war die Angst sichtlich anzusehen. „... ich weiß nicht. Es kann immer etwas dazwischenkommen.“ Sie hielt sich vor Aufregung die Hände an die Wangen. „Manche Firmen, sagte er, wollen nachverhandeln.“

Als sie diese Worte aussprach, wurde ihr bewusst, wie wenig sie ihren Mann kannte. Als selbstständiger Erfinder und Vermarkter seiner Produkte verbrachte er sehr viel Zeit in seiner Werkstatt im Keller oder seinem Büro in der Stadt. Sie wusste nicht genau, an welchen Ideen er gerade arbeitete, noch mit welchen Firmen er in welchen Ländern verhandelte. Sie wusste nur, dass sie ihn liebte. Und sie wusste, dass sie diese Liebe gefährden könnte, wenn sie sich zu viel in seinen Beruf einmischte. Dass ihre Beziehung in diesem Punkt nicht ganz normal war, verdrängte sie. Während Freundinnen und Nachbarn zu den Betriebsfeiern eingeladen wurden, oder auch mal schnell die vergessene Brotzeit vorbeibrachten, war dieser Bereich aus ihrem gemeinsamen Leben ausgeklammert. Liebe fordert ihre Opfer und kleine Geheimnisse machen den Anderen interessant, sagte sie sich dann immer.

„Er ruft an, wenn er fertig ist“, ergänzte Greta noch schnell.

„Können Sie sich noch genau daran erinnern, wann er das letzte Mal angerufen hat?“, fragte Smith höflich.

Greta musste nicht lange nachdenken.

„Das war vorgestern.“

„Und, was hat er Ihnen gesagt?“

Sie errötete.

„Dass ... dass er mich liebt.“

Der junge Polizist lachte unflätig.

„Wie ist eigentlich der Sex mit Sowas?“

Greta starrte den Fragenden verständnislos an. Dann auf Smith, der keine Anstalten machte, der ungehörigen Frage Einhalt zu gebieten. Schließlich wieder zum Anderen, der mit einem dreckigen Grinsen im Gesicht noch immer auf Antwort wartete.

„Was ...?“, flüsterte Greta entgeistert.

Dabei wusste sie die Antwort sofort und hätte am Liebsten wie aus der Pistole geschossen ausgerufen, „wunderwunderschön!“. Er war so anders. Innig. Feurig. Leidenschaftlich. Lustvoll verzehrend. In ihrem Geiste sprangen immer neue Beschreibungen ins Bewusstsein, in dem Versuch das Unbeschreibliche zu beschreiben. Aber sie wusste schon lange, dass sich dieses Feuer, welches beide eng umschlungen erlebten, ohne Wildheit, ohne Akrobatik, ohne Raserei, nie beschreiben lassen würde. Einzigartig und beinahe mystisch war das Gefühl, wenn er erst eindrang und dann wuchs, um dann schließlich wie die Rassel einer Klapperschlange rhythmisch zu vibrieren. Mit der Gewalt eines Vulkanausbruchs, gepaart mit der Schönheit eines Feuerwerks, schoss dabei die Lava der Lust durch ihre Adern.

Unvergleichlich.

Doch leider waren sie trotz dieser unbeschreiblichen Leidenschaft, noch immer kinderlos geblieben. Spaßhaft dachte sie dabei immer, dass er zu heiß für eine Zeugung sei. Aber damit versuchte sie sich nur zu trösten. Das wusste sie.

„Was soll diese Frage? Ist das wichtig für Sie?“

Greta versuchte, die Empörte zu spielen. Doch es gelang ihr nicht richtig.

Smith übergang die Frage und ließ die nächste, mit der Lockerheit einer freundlichen Plauderei, folgen.

„Wo waren Sie das letzte Mal gemeinsam im Urlaub?“

Greta, erstaunt über die Sprunghaftigkeit, getraute sich nicht gegen die Befragung zu protestieren.

„Ich fahre am liebsten ans Meer“, begann sie.

Da fuhr der junge Polizist ihr lautstark über den Mund.

„Das war nicht die Frage! Wo warst du zuletzt mit dem Dings, äh ... Mann!“

Wieder zuckte ihr Blick ängstlich zu dem ruppigen Beamten.

„Er hat eine Leidenschaft für bestimmte Berge. Also suchen wir uns immer Urlaubsziele, an denen Berge und Meer zusammenkommen.“

Der junge Polizist holte schon Luft für eine weitere Beschimpfung, da mischte Smith sich schnell ein.

„Und wo war das zuletzt?“

„Hawaii“, sagte Greta nur kurz.

„Zum Bergwandern?“, fragte Smith erstaunt.

Dass es bei den Urlaubsorten nicht um einfache Berge ging, sondern um die Nähe von Vulkanen, Lavaströmen und Magmahöhlen, hatte Greta nie ganz verstanden. Einmal eine wissenschaftlich geführte Exkursion auf einen feuerspeienden Berg mitmachen, mag das eine sein. Aber um entspannen und abschalten zu können? Doch sie liebte ihren Mann und Liebe bedeutet auch, die Bereitschaft Kompromisse einzugehen, sagte sich Greta immer, wenn sie darüber nachdachte.

„Er geht wandern und ich baden“, versuchte sie zu lächeln. „Haben Sie eine Ehe, bei der sie sich zwingen, immer alles gemeinsam zu machen?“

Mutig versuchte Greta den Spieß umzudrehen und mehr Selbstbewusstsein zu zeigen. Dennoch fürchtete sie, dass ihr die Gegenfrage als Provokation ausgelegt werden würde. Doch die wurde ignoriert. Der jüngere Polizist hielt ihr den glatten Stein unter die Nase, der als Objekt einer besonderen Laune der Natur als Kunstgegenstand im Glasregal lag. Er war an der Unterseite flach und ähnelte einer Pyramide mit weichen runden Spitzen. In geheimnisvollem dunklen Rot glühte es in seinem Inneren in immer neuen Farbvarianten.

Dass dieses Stück Naturdeko, welches Greta, wie alles andere, einmal in der Woche abstaubte, vor etwa einer Stunde dumpf gebrummt und in tiefem Rot geglüht hatte, berichtete sie lieber nicht. Wieviel Ahnung konnten die Polizeibeamten von Geologie haben? Sie würden si-

cherlich noch misstrauischer werden, als sie es ohnehin schon waren.

Greta lächelte den rüden Polizisten freundlich an und streichelte mit den Fingerspitzen über das Artefakt.

„Eine kleine Erinnerung an den Mauna Kea. Wir sahen ihn wegen seiner besonderen Form als wundervolle Lauerne der Natur und haben ihn mitgenommen.“

„Waren sie beim Fund selbst dabei?“, fragte Smith ruhig nach.

Greta fühlte sich ertappt.

„Mein Mann hatte ihn auf der Reise gefunden, bei der wir uns kennengelernt haben.“

Interessiert fragte er nach.

„Wann war das?“

„Vor 12 Jahren“, gab Greta bereitwillig Auskunft.

Der jüngere Beamte brummte dazwischen.

„Also auf Hawaii? Wie konnten Sie den denn kennenlernen, wenn er in den Bergen wandert und Sie im Meer baden?“ Es klang so, als glaube er, sie bei einer Unwahrheit erwischt zu haben.

„Ich hatte mich bei einer Inlandsunternehmung angemeldet. Auf dem Programm stand die Besichtigung der Vulkane der Mauna Kea, Mauna Loa und Kilauea.“ Nun direkt an den Beamten gewandt: „Täte Ihnen auch gut, um etwas Respekt vor der Schöpfung zu lernen.“

Er tat, als spie er aus.

„Weichei-Gewäsch!“

Hilfesuchend drehte sich Greta wieder zu Smith. Doch der fragte sachlich weiter.

„Dann war ihr Mann bei der Reisegruppe dabei?“

Sie atmete tief durch, als müsse sie ihre Erinnerung erst aufrufen. Doch in Wirklichkeit wusste sie noch jeden kleinsten Augenblick des Ausflugs. Wie ein feuriges Brandeisenglas hatte sich diese in ihr Gehirn gebrannt. Eher würde sie vergessen, wie sie hieß und wer sie war.

„Nein. Aber das haben Sie sicher schon längst recherchiert“, begann sie. „Ich habe ihn abseits der Wege, am Zugang zu unterirdischen Magmahöhlen getroffen.“

Der jüngere Polizist ließ weiter seine Polemik ab.

„Ach wie süß. Greta machts auf einem Vulkan.“

„Ich muss doch sehr bitten!“, beschwerte sich Greta erstmals direkt.

Dabei war ihr erstes Zusammentreffen alles andere als gewöhnlich. Sie hatte sich von der Reisegruppe getrennt und war etwas über die Felsen geklettert. Ehe sie sich versah, hatte sie sich in dem Felsenlabyrinth verlaufen. Überall Qualm und giftige Dämpfe aus dem Boden. Wie in Zeitlupe hatte sie noch wahrgenommen, dass die harte, ausgekühlte Hülle eines Magmakissens unter ihren Füßen brach.

Sie fiel.

In einem unterirdischen Hohlraum war sie wieder zu sich gekommen. Ihr Kopf blutete und der Fuß schmerzte. Greta wusste noch immer nicht, ob die beißenden Dämpfe oder die Gluthitze mehr in ihren Lungen schmerzten.

Dann sah sie ihn.

Scheinbar unbeeindruckt von den Flammen und dem glühenden Gestein, kam er auf sie zu. Wie eine Lichtgestalt, aus dem Feuer. Hitze und Schwefeldünste schienen ihm nichts auszumachen. Sie spürte noch immer, wie kühl seine Arme waren, als er sie aufhob. Wie er sie aus der Höllenglut schaffte, wusste sie nicht mehr. Sie wusste nur noch, dass sie sich in die stille Glut seiner Augen sofort verliebte. Alles andere war für sie im Nachhinein ohnehin nur noch Folge von übersteigerter Mädchenfantasie und einer Kopfverletzung.

„Ich hatte mir den Knöchel verknackst und er hat mir geholfen“, vervollständigte sie ihre Antwort.

„Dann ist das Ding ja ein edler Ritter“, schlug sich der jüngere Polizist auf die Schenkel.

Greta konnte sich jetzt nicht mehr an sich halten. Sie stand auf.

„Ich weiß nicht, was Sie suchen. Ich weiß nicht, was Sie von mir und meinem Mann wollen. Sie kommen hierher, unter dem Vorwand Fragen zu haben und beleidigen mich pausenlos.“ Sie redete sich in Rage, wie selten in ihrem Leben. „Ich werde jetzt bei der Polizei anrufen und zur Abwechslung mal Sie überprüfen.“

Der jüngere Polizist wurde ernst. Sehr ernst. Von ihm ging eine Wut aus, weil es jemand wagte, seine Autorität in Frage zu stellen.

„Das können wir nicht zulassen. Auch nicht in ihrem eigenen Interesse. Sehr schnell würden Sie sich in irgendeiner dunklen Zelle mit Massenmördern wiederfinden. Auf ewig.“

Da nahm Smith Greta gegenüber seinen Kollegen in Schutz.

„Nicht so.“ An Greta gewandt: „Die hiesige Polizei weiß nichts von uns. Das würde die Sache nur unnötig verkomplizieren. Wir gehören zu einer Abteilung für nationale Sicherheit.“ Nach diesen erklärenden Worten fuhr er sogleich in seinem Fragekatalog fort. „Was sind die Produkte, die Ihr Mann erfindet und vertreibt?“ Greta tat erstaunt. „Das wissen Sie nicht?“

Smith räusperte sich. „Kacheln und Spezialfarbe.“

Greta lächelte. „Ja, er hat Kacheln entwickelt, die große Hitze aushalten, aber auch Wärme oder Kälte speichern und über Wochen hinweg wieder abgeben können. Diese Fähigkeiten sollen mit Beimischungen auch spezielle Farben bekommen.“

Unbeeindruckt kam die nächste Frage.

„Wo entwickelt er die Produkte?“

„In seiner Werkstatt.“

„Im Keller?“

„Ja“, gab Greta unschuldig zurück.

„Wie kann er Hightech allein in einer Kellerwerkstatt produzieren?“

„O nein, dort produziert er nur die Prototypen. Für die Produktion sucht er sich Firmen, die geeignet ausgestattet sind.“

Smith hakte nach.

„Wer sind die Endabnehmer?“

„Keine Ahnung?“, antwortete Greta. „Industrie und Forschung glaube ich.“

„Alles ziemlich suspekt“, meldete sich der jüngere Kollege wieder zu Wort.

Mit schweren Schritten polterte einer der anderen Polizisten die Treppe vom Keller herauf.

„Chef! Chef!“, rief er atemlos. „Wir haben da eine komische Tür gefunden.“

Smith und sein jüngerer Kollege schauten sich kurz an. Letzterer sprang auf. Smith befahl Greta: „Kommen Sie mit.“

Wenige Augenblicke später standen alle fünf Polizisten und Greta vor einer Tür ohne Klinke.

„Was ist das“, fragte Smith und klopfte mit den Fingerknöcheln gegen die seltsam grün schimmernde Fläche.

„Die Tür zur Werkstatt meines Mannes“, antwortete sie.

„Wie geht die auf?“

„Ich weiß es nicht“, antwortete Greta wahrheitsgemäß.

„Was ist da drin?“

Sie zuckte mit den Schultern.

„Ganz normale Werkstattsachen, glaube ich.“

„Wann waren Sie zuletzt in diesem Raum?“

Zur Überraschung aller antwortete Greta: „Ich war noch nie in diesem Raum.“

Dem jüngeren Polizisten kochte die Galle über.

„Sie halten uns wohl für Idioten?“, schrie er sie an.

Greta blickte ihn nur kurz an und verzichtete darauf zu reagieren. An Smith gewandt sprach sie weiter: „Das ist das Reich meines Mannes. Hier verbringt er viele Stunden und Tage, wenn er neue Produkte entwickelt. Ich glaube, er würde es nicht mögen, wenn ihm da seine Frau in die Quere kommt.“

„Es ist ja löblich für eine gute Ehe, wenn man sich gegenseitig Freiraum lässt, aber wir müssen hier hinein“, sagte Smith.

„Ich habe den Rammbock schon hier“, meldete sich einer der anderen Beamten und stemmte ein schweres rundes Eisenrohr mit Griffen hoch. Routiniert griffen seine Kollegen zu und machten sich bereit, die Tür mit Gewalt zu öffnen.

„Nein!“, schrie Greta vor Angst. Da donnerte das Gerät schon schwer gegen die sonderbare Tür. Ein merkwürdiger sonorer Klang hallte nach. Doch an der Oberfläche war kein Kratzer zu sehen.

„Verdammt, was ist das?“, fluchte der jüngere Polizist.

Greta drückte sich ängstlich gegen die Wand. Mit den Händen versuchte sie ihr Gesicht zu bedecken.

„Nochmal!“, befahl jemand.

Der nächste Schlag folgte. Wieder nichts.

Ratlose Ruhe folgte. Dann ergriff Smith wieder das Wort.

„Gibt es einen anderen Öffnungsmechanismus?“

Greta zuckte mit den Schultern.

„Hat ihr Mann Anweisungen hinterlassen, für den Notfall?“

Sie schaute Smith fragend an.

„Falls es brennt oder ihm wäre etwas in der Werkstatt passiert?“

Greta musste sich mehrfach räuspern. So eingeschüchtert fühlte sie sich.

„Ja“, brachte sie gerade noch heraus.

„Machen Sie schon!“, herrschte sie der jüngere Polizist an.

„Ich soll im Notfall meine Hand auf die Tür legen und ...“, begann sie zögerlich zu erklären, aber dass was sie sagen wollte, kam ihr selbst zu lächerlich vor.

„Weiter“, ermutigte sie Smith.

„... und soll ‚Sesam öffne dich‘ sagen.“ Kleinlaut zog sie ihren Kopf ein. Sie erwartete ein Donnerwetter des jungen Beamten. Aber es war die Wahrheit. Sie hatten einmal das Thema *Notfall in der Werkstatt* durchgesprochen und ihr Mann hatte ihr genau diese Vorgehensweise genannt. Mit einem lachenden Gesicht. Und sie lachten viel.

„Machen Sie es“, forderte Smith sie auf. „Bitte“, setzte er nach.

Die Situation kam Greta mittlerweile einfach unreal vor. Widerstand konnte sie schon lange nicht mehr leisten. Sie legte ihre zitternde Hand auf die glatte Oberfläche der Tür und flüsterte schnell: „Sesam öffne dich.“ Damit hoffte sie diese Lächerlichkeit so schnell wie möglich zu beenden.

Die Tür verschwand.

Sie löste sich einfach in Luft auf.

Lautlos.

Mit offenem Mund standen die Polizisten da und starrten auf die Stelle, an der sich kurz zuvor noch die schier undurchdringliche Tür befunden hatte. Es vergingen einige Augenblicke, bis sich die Spannung löste.

„Los rein!“, befahl der jüngere Beamte und schubste Greta in den dunklen Raum. Sofort ging ein Licht an. Es schien von überallher zu kommen und beleuchtete mehrere Werkbänke, die inmitten des Raumes standen. Schränke standen nur in den Ecken des Raumes. Die Wand dazwischen war mit roten Kacheln bedeckt. Sie

schiene zu glühen. Man gewann den Eindruck, dass Flammen darin züngelten. Hitze machte sich breit.

„Jetzt wundere ich mich nicht mehr, dass oben im Schlafzimmer neben dem Bett Gasflaschen stehen. Hier ist ja nichts normal“, sagte einer der Polizisten leise.

„Mein Mann atmet vor dem Einschlafen gern etwas reinen Sauerstoff. Er achtet sehr auf seine Gesundheit“, versuchte sie zu erklären. Obwohl ihr die Erklärung selbst fadenscheinig erschien. Sie hatte es in all den Jahren nicht geschafft, ihn zu einem Arztbesuch zu bewegen. Nicht einmal die übliche Vorsorge. Aber aus Liebe zu ihm hatte sie ihr Mahnen irgendwann eingestellt.

„Warum steht dann nicht überall ein ‚O‘ drauf“, fragte er weiter. „Sondern auch ein ‚N‘, ‚CH4‘ und andere Buchstaben.“

„Hä?“, fragte der jüngere Beamte.

„Methan“, kam trocken zur Antwort.

Smith nahm Greta am Oberarm.

„Gehen Sie hinauf in das Wohnzimmer und halten Sie sich zu unserer Verfügung.“

Beinahe fluchtartig verließ sie den Keller.

Im Wohnzimmer angelangt, fiel ihr Blick sofort auf den Vulkanstein, der wieder dunkelrot glomm und einen tiefen Brummtönen von sich gab. Intuitiv wusste sie, was zu tun war. Ihr Mann hatte ihr immer gesagt, wenn sie Verbindung mit ihm haben wollte, solle sie nur ihre Hand auf den Stein legen und an ihn denken. Ein nettes Ritual dachte sie damals. Aber jetzt musste sie sich in dieses flüchten. Die Situation war für Greta kaum noch auszuhalten. Sie brauchte die Nähe ihres geliebten Mannes. Auch wenn sie vieles nicht verstand, was ihn betraf. Ja nie verstanden hatte. Aber das war Bestandteil ihrer Liebe und damit lebte sie gern.

Greta wollte sich zumindest über das hawaiianische Andenken Kraft und Zuversicht von ihrem Mann holen.

Wie eine Ertrinkende eine Holzplanke zur Rettung ergreift, legte sie ihre Hand auf den pyramidalen Stein.

Sofort griff die Vibration auf sie über. Das Glühen erfasste ihren Körper.

„Geliebte Greta“, formte sich in ihrem Kopf zu Worten. „Sei nicht beunruhigt. Es musste eines Tages so kommen.“

Greta glaubte verrückt werden zu müssen. Wie weit ging ihre Einbildung mit ihr?

„Es ist nur ein Liebesritual“, redete Greta sich ein.

„Das uns verbindet“, sprach es in ihr weiter.

„Bist du es?“, fragte sie vorsichtig in ihren Gedanken.

„Ja.“

„Was soll ich tun?“

„Willst du etwas tun?“, fragte er zurück.

„Ich liebe dich“, dachte sie empört.

„Wie sehr?“

„Über alles.“

Kurzes Schweigen.

„Du liebst ein Wesen aus einer Feuerwelt“, fragte er noch einmal deutlich nach.

„Du liebst ein Wesen aus einer Luftwelt“

„Ja.“

„Dann werden wir einen Weg finden.“

Die Polizisten kamen ruhigen Schrittes wieder die Kellertreppe herauf.

„Wir haben nichts gefunden. Nur die seltsame Werkstatt eines seltsamen Erfinders“, sagte Smith.

„Was haben Sie denn gesucht?“, fragte Greta und hielt dabei wie eine wertvolle Erinnerung den Stein in der Hand und streichelte ihn zart.

„Eine Sende- und Empfangsanlage für Zetawellen.“

„Was ist das?“, fragte Greta, mittlerweile gelangweilt, zurück.

„Das wissen wir nicht. Sie sollen angeblich vom Welt-
raum aus direkt auf ihr Haus gerichtet gewesen sein.“

„Ich habe keine Ahnung, wovon Sie sprechen“, sagte Greta, obwohl es nicht ganz aufrichtig war. Die Aktivierung des Steines vor dem Besuch konnte ein Kommunikationsversuch aus der Feuerwelt, wo immer sie sein mochte, gewesen sein.

Doch Greta erschrak nicht. Sie würde mit diesem Mann überall leben wollen.

Inkognito

„Von jetzt an kennen wir uns also nicht mehr.“ Patricia Amelie Winter, Sicherheitsbeamtin inkognito, verstand diese Vorsichtsmaßregel. Die Reisenden sollten nicht ständig irgendwelchen uniformierten Ordnungshütern begegnen – doch sie fand das Ganze übertrieben.

„Genießen Sie die Zeit an Bord.“ Kapitän Frans van Oz lächelte die Frau mit der wilden eisgrauen Frisur und den ruhigen tiefblauen Augen an. „Es gibt Tage, da würde ich auch gern diese steife Uniform in die Ecke werfen und mit den illustren Gästen aus allen bekannten Welten unsere eleusinischen Freuden genießen. Als Kapitän der ‚Kap Andromeda‘ muss ich mir das aber verkneifen.“

Patricia zwinkerte dem glatzköpfigen, nicht mehr ganz schlanken Mann zu. „Ich werde mir Mühe geben.“

Der erfahrene Oberbefehlshaber über rund 1000 menschliche Bedienstete und 350 Besatzungsmitglieder strahlte den Nimbus natürlicher Autorität aus.

„Wo sind Sie denn untergebracht?“

Patricia zog eine silbern-längliche Chipkarte aus der Tasche ihres türkisfarbenen Overalls, der an der Hüfte hauteng, nach unten und oben hingegen modisch in lockeren kunstvollen Faltenwurf überging.

„Deck III-73“, las sie ab.

„O, unsere Fürstensuite“, schwärmte der Kommandant.

„Wirklich?“ Patricia war überrascht.

Frans grinste verschmitzt. „Sagen wir mal so: Alle Appartements auf der Ebene III sind fürstlich. Sie sind also hervorragend, aber nicht bevorzugt untergebracht.“ Er räusperte sich. „Alles wegen der Tarnung.“

„Natürlich. Solange mir die Reederei nicht noch einen Lover vorsetzt, kann ich ja ganz zufrieden sein.“

Kapitän van Oz schnappte sich galant ihre Hand und hauchte einen Kuss darauf.

„Ich beneide Sie. Und jetzt muss ich den Hyperraumantrieb inspizieren. Langweilige Routine“, machte auf dem Absatz kehrt und verschwand im Turboaufzug.

Eine Stunde später, Patricia hatte gerade eine belebende Ultraschallduche genossen, tönte eine Durchsage durch die Bordlautsprecher: „Werte Gäste, der Kapitän und die Besatzung der ‚Kap Andromeda‘ sind glücklich, Sie begrüßen zu dürfen. Auf der Aussichtsplattform auf Ebene Null erwartet sie ein Begrüßungscocktail, während Sie den Start unseres Kreuzfahrtschiffes und den Vorbeiflug am Erdenmond genießen können.“

Patricia Amelie Winter, die nach ihren Initialen und ihren beruflichen Erfolgen auch ‚P.A.W., die Kralle‘ genannt wurde, stand nicht der Sinn nach Menschenmassen und Touristenbelustigung. Es zog sie eher zum sogenannten Hydorräthikum. Einer überdimensionalen Halle mit tropischen Pflanzen, Schmetterlingen, einem Wasserfall und, im Moment das Wichtigste für sie, dem Blick zurück zur Erde. Noch nie war sie so weit von ihrem Heimatplaneten weg gewesen. Sie war eine Frau, die mit beiden Beinen auf dem Erdboden stand – mit Betonung auf ‚Erd‘-Boden.

Die Undercover-Sicherheitsbeamtin betrat den Lift. Leise schloss sich die Tür hinter ihr. Sanft schwirrende Lichter deuteten für den sensiblen menschlichen Orientierungssinn eine Bewegung an, die eigentlich nicht spürbar war.

Patricia war allein, wie gehofft. Alle Reisenden tummelten sich auf irgendwelchen Begrüßungspartys. Sie schlüpfte aus ihren praktisch geformten Stiefeletten und ließ sie achtlos am Rand einer frischgemähten Wiese fallen. Ein Seufzen entfuhr Patricias Lippen, als das Gras

sanft ihre Fußsohlen massierte. Aus den Augenwinkeln nahm sie nur noch wahr, wie an der großen transparenten Außenwand die Kraterlandschaften des Mondes vorbeiflogen.

Eigentlich hatte Patricia sich vor diesem Moment gefürchtet, an dem sie erstmals durch das weite Dunkel des Alls flog. Aber der feuchte Tau auf ihren nackten Fesseln entschädigte sie für alles. Zielstrebig lief sie auf den Teich zu, der von einem mehr als 10 Meter hohen Wasserfall gespeist wurde. Im selben Moment ging die ‚Kap Andromeda‘ zur Lichtgeschwindigkeit über und drang in den Hyperraum ein. Das kosmische Farbenspiel beim Übergang, welches Patricia bis heute nur aus technischen Dokumentationen kannte, tauchte das Hydroräthikum in ein glühendes regenbogenfarbiges Licht. Mit einem mystischen Gefühl im Herzen sah sie den Himmel und erkannte zu spät das schwarze längliche Etwas, welches am Rand des Teichs lag. Ihr Fuß blieb hängen und sie platschte geradewegs ins Wasser.

Doch Patricias Reflexe funktionierten automatisch. Eine schnelle Drehung und sie war wieder auf den Beinen, wenngleich auch knietief im Nass. Aber das störte sie nicht. Viel mehr interessierte sie dieses schwarze Etwas, welches in den fliegenden Schatten des Lichtspiels wie ein gefährliches Geheimnis schimmerte.

Ein Griff und die Sicherheitsbeamten riss ein Tuch zur Seite.

„Kapitän Frans van Oz!“, schrie Patricia auf.

Reglos lag der Kapitän im Gras, während ein blutiges Rinnsal aus seinem Ohr sickerte. Bevor Patricia einen klaren Gedanken fassen konnte, blendeten von allen Seiten grelle Scheinwerfer auf. Schritte schwerer Stiefel dröhnten über den Boden.

„Nehmen Sie Ihre Hände vom Kommandanten!“, rief eine befehlsgewohnte Stimme. Ehe Patricia sich versah,

lag sie mit schmerzhaft verdrehtem Arm, mit dem Gesicht im Gras.

In ihrem Kopf schien ihr Hirn wie ein zäher Brei hin und her zu schwappen. Was war Traum? Was war Realität? Patricia konnte es nicht sagen. Sie wusste nur, dass sie sich nicht bewegen konnte. Stocksteif kauerte sie in einer unbequemen Stellung und konnte kein Glied rühren. Sie kannte solche Träume. Sie gehörten zu den unangenehmen, in denen sie scheinbar gelähmt, aber trotzdem panisch vor einer drohenden Gefahr, keinen Zentimeter flüchten konnte. Ein Psychologe würde sagen: Man versuche vor etwas zu fliehen, das noch unaufgearbeitet ist, dem man sich aber stellen müsse.

Traum oder Wirklichkeit? Wenn nur die schmierige Soße in ihrem Kopf endlich verschwinden würde. Patricia!, mahnte sie sich in Gedanken, reiß' dich zusammen! Wenn es ein Traum war, sollte der irgendwann weitergehen und nicht in der einen Szene verharren. Wenn es aber Realität wäre ..., weiter wagte die Sicherheitsbeamtin nicht zu denken.

Sie brauchte einen Plan. Klare Analyse der Situation und ein sachliches Konzept würden ihr weiterhelfen – egal ob Traum oder Wirklichkeit. In diesem Moment ging das Gefühl eines zähen rotierenden Hirnbreis in einen diffusen Kopfschmerz über. Patricia versuchte ihn so weit wie möglich zu ignorieren, denn dagegen konnte sie nichts tun.

Sie versuchte ihren Körper zu erfühlen, doch alles schien sich um sie zu drehen, je mehr sie es versuchte.

Enge.

Schweiß.

Jeder Atemzug eine Qual.

Atmen – das wurde ihr erst jetzt bewusst. Das Atmen fiel ihr schwer. Sie spürte einen zunehmend drückenden Schmerz auf der Brust. Als würde sie ersticken.

Nein, so geht das nicht! Egal, ob Traum oder Wirklichkeit, sie wollte nicht mit jedem Gedanken eine neue Qual auslösen. Träume konnten manchmal so hinterhältig sein – oder waren es Wahnvorstellungen?

Was ist eigentlich passiert? Je mehr sie in ihrem Hirn forschte, in dem zeitgleich eine Horde Unxtahs, jene zwergenhaften, aber stämmigen, jedoch schnell aggressiv werdenden, Hominiden aus dem System um Pisces Drei, Schlittschuh zu laufen schienen, desto weniger fiel ihr ein. Jeder Hauch eines klaren Gedanken zerstob sofort zu eiskalten Kristallflocken, die in ihrem Hirn Pirouetten tanzten.

Was ist das Letzte, an das ich mich erinnern kann? Die Frage erzeugte in Patricias Erinnerung sofort ein Bild. Sie sah sich auf einem kleinen Zubringerschiff von der Erde aus starten. Um sich herum viele Menschen in freudiger Erwartung. Ältere Pärchen, die sich einen Lebenswunsch erfüllten; neureiche Snobs in ihren juwelenbestickten Sakkos, auf der verzweifelten Suche nach extravaganteren Erlebnissen. Und, das hatte Patricia gleich festgestellt – Menschen, wie du und ich. Ganz normale Menschen, die hofften, ein Traum würde mit dieser Reise Wirklichkeit werden. Aber nein, sagte Patricia sich, einen normalen Menschen konnte sie sich sicher nicht nennen. Nicht wenn sie undercover diese Reise begleitete ...

Die Erinnerung an das kurze Gespräch mit dem Kapitän kam zurück. Patricia atmete schneller. Der leblose Körper von Frans van Oz' im Hydroräthikum, die blendenden Scheinwerfer, der unbekannt Uniformierte, der plötzlich auf ihrem Rücken kniete - mit einem Schlag war Patricia wach. Hellwach. Sie erinnerte sich an alles. Festnahme, Mordvorwurf, Verhör, Spritze.

Genau, das war es. Man hatte ihr irgendein Betäubungsmittel verabreicht, als sie festgeschnallt auf einem Stuhl saß. Daher die Kopfschmerzen. Doch sie befand sich nicht in einer der üblichen Arrestzellen an Bord der ‚Kap Andromeda‘, die eigentlich nur für randalierende Gäste und diebische Mitarbeiter gedacht waren. Wo war sie also? Sie hockte zusammengepfercht auf Po und Füßen. Ihre Arme umschlangen die Knie. Der Kopf auf dieselben gelegt. Gezwungenermaßen, denn sie stieß bereits an die Decke des merkwürdigen Raumes. Hinten, rechts und links, spürte sie den Druck einer Wand.

Zögerlich streckte Patricia ihren Zeigefinger nach vorne. Es wunderte sie nicht, dass ihr kleines Gefängnis dort auch schon zu Ende war. Panik stieg in ihr auf.

Käfig! Ich bin in einem Käfig!

Unkontrolliert begann die Gefangene zu hyperventilieren. Urängste stiegen auf. Ein Rest von Vernunft mahnte Ruhe zu bewahren, die kleine Amelie, wie sie das kleine Mädchen in sich gern nannte, in ihr zurückzudrängen und sich auf ihre Fähigkeiten als P.A.W. zu konzentrieren. Doch sie kam gegen das Chaos der anflutenden Angstwellen nicht an. Da klappte donnernd der Deckel zurück. Wieder grelles Licht. Als sie endlich etwas sah, erkannte sie nur eines: den Dodekaeder eines Elektronencondensators – die Mündung eines der üblichen Handfeuerwaffen, wie sie nur wenige auf dem grundsätzlich waffenfreien Kreuzfahrtschiff tragen durften.

„So sieht die Mörderin also aus“, grinste jemand Patricia an. Ihr Gesichtsausdruck wechselte von Angst zu Überraschung, und weiter zu Verwunderung. Der Mann trug nicht die Uniform der ‚Kap Andromeda‘. Er schien ein Privatmann zu sein. Lockere, bunte Bordkleidung, mit dem Button am Revers, der ihn als Gast der 1. Klasse auszeichnete.

„Wasser“, stammelte Patricia flüsternd.

„Aber gern doch“, gab die Wache mit einem schmierigen Unterton zurück. Dabei drückte er ihr mit sanfter Gewalt die Mündung seiner Strahlenwaffe in den Mund. Patricia war Profi genug, um zu wissen, dass, sollte er abdrücken, es völlig egal war, ob er nur auf Stufe eins, leichte Betäubung, gestellt hatte oder nicht. Die elektrostatische Entladung würde ihren Kopf verschmoren lassen. „Ich bin doch kein Unmensch“, sprach er weiter und strich ihr scheinbar fürsorglich das schweißnasse Haar, das auf der Stirn klebte, zur Seite. „Du darfst sogar dein Gemach verlassen und deine hübschen Gliedmaßen etwas bewegen.“ Mit einem sanften, aber bestimmenden Druck seiner Waffe dirigierte er sie nach oben. Patricia sollte sich in der Transportkiste aufstellen. Unwillkürlich zitternd und mit schmerzenden Gelenken quälte sie sich nach oben. Als sie endlich stand, folgte sie dem Blick des Mannes. Er begutachtete Patricia, die nicht mehr den lockeren türkisfarbenen Overall trug, sondern nur noch zwei Kleidungsstücke, um die wichtigsten weiblichen Attribute zu verhüllen.

Der Mann schluckte trocken, als er den schweißnassen Körper betrachtete.

„Ich hatte noch nie etwas mit einer Klientin“, flüsterte er, als stünde er in einer bedeutungsvollen Situation. „Aber ich war auch noch nie allein bei meiner Arbeit.“ Dann grinste er wieder. „Du hast sicher nichts dagegen, wenn wir deine Hinrichtung um einige Minuten verschieben.“

In Patricia Amelie Winter arbeitete es fieberhaft. Die Nachwirkungen des Betäubungsmittels waren vergessen. Sie musste die Situation zu ihren Gunsten ändern. Allerdings schien das mit diesem Ding im Mund nicht einfach zu sein. Doch sie wollte sich nicht ihrem Schicksal ergeben. Nicht vor diesem Privat-Henker.

Die Frau räkelte sich, lockerte die Muskulatur und strahlte die Körperspannung einer Leopardin aus, was

durch die feucht glänzende Haut noch unterstrichen wurde. Patricia blickte ihr Gegenüber mit großen, angst-erfüllten Augen an. Doch dann veränderte sich ihr Blick minimal. Ein Hauch Koketterie, sinnliche Vorfreude, bis zum dominanten Ausdruck einer reifen Frau, die weiß, was sie von einem Mann will.

Die Veränderung in der Ausstrahlung seiner Gefangenen ließ ihren Wärter nicht unbeeindruckt. Er wusste nicht warum, aber die Waffen dieser Frau umgarnten ihn auf geheimnisvolle Weise. Wie gefangen blickte er in diese tiefen unergründlichen Augen. Vorsichtig zog er den Entladungsdodekaeder aus ihrem Mund.

„Wolltest du mir nicht etwas zu trinken bringen“, erinnerte ihn Patricia an sein Angebot und gab ihm damit das Gefühl, sie stünden belanglos an einer Bar und es winke noch eine reizvolle Nacht.

Langsam trat der Mann einen Schritt zurück. Sie dankte es ihm, indem sie langsam über ihre trockenen Lippen leckte. Das Signal kam an. Doch der Wachmann zögerte. Er schien darüber nachzudenken, ob er die paar Schritte zur Waschgelegenheit, die in die Wand des Lagerraums eingebaut war, gehen durfte, auch wenn er die Gefangene dabei ständig im Auge und vor der Mündung hatte.

Patricia beabsichtigte aber nicht, die Regie für ihre kleine Inszenierung aus der Hand zu geben. Sie drehte ihm langsam den Rücken zu und begann am Verschluss ihres BHs herumzufingern.

„Dass man trotz unserer hypermodernen Zeit noch keinen Verschluss entwickelt hat, der einfach zu öffnen ist, werde ich nie verstehen.“

Sofort war der Mann zur Stelle. Mit einem gehauchten „Danke“ schob Patricia streichelnd ihre halblangen Haare nach oben. Sie spürte seine leicht zitternden Hände im Rücken. Dieser Verschluss war nicht einhändig zu öffnen. Schon gar nicht von einem Mann. Einen Herzschlag spä-

ter rotierte Patricia blitzschnell um die eigene Achse. Ihr Ellbogen stieß heftig gegen den Kehlkopf des Widersachers, mit der anderen Hand packte sie die Seine. Eine kraftvolle, schmerzhaft Drehung des Gelenks, ein Tritt mit dem Knie in seine Nieren und der Henker fiel kopfüber in die Kiste, in der noch vor wenigen Minuten Patricia über Traum und Wirklichkeit philosophiert hatte.

Die eigene Strahlenpistole vor Augen war der Mann nur noch ein ergebenes Häufchen Elend. Bereitwillig entkleidete er sich und gab die Sachen, sowie sein locker modisches Cape heraus. Dann klappte der Deckel herunter und er hörte nur noch das Schnappen des Schlosses. Patricia wollte keine Zuschauer beim Ankleiden.

Die Waffe unter dem Cape versteckt, schlich sie vom Lagerbereich fort. Hinter jeder Ecke befürchtete sie Feinde. An jeder Kreuzung Häscher, die die vermeintliche Mörderin des Kapitäns suchten. Doch das gesamte Areal war menschenleer.

Merkwürdig, dachte Patricia. Normalerweise gab es bei der Größe eines Kreuzraumschiffs, wie dieses, immer etwas zu holen, aufzufüllen, zu entsorgen. Irgendetwas stimmte hier nicht. Etwas, was mit dem Mord am Kapitän, aber nicht mit ihr zu tun hatte.

Jetzt erst wurde Patricia bewusst, dass Kapitän Frans van Oz tot war. Das energische, überlegene und verflucht attraktive Oberhaupt dieses Schiffes, mit dem sie vor wenigen Minuten ... oder waren es Stunden ... noch belanglos geplaudert hatte.

Sie musste herausfinden, was hier los war. Sie war schließlich die Sicherheitsbeamtin inkognito.

Patricia hüllte sich fester in das Cape und steuerte ihre Kabine an. Sie ging davon aus, dass diese unmittelbar nach dem Vorfall durchsucht worden war. Deshalb sollte sie hier vorerst einmal sicher sein.

„Ich bin ja so eine Idiotin!“, klagte Patricia melodramatisch. „Erst der knackige kleine Banker, dann die Sauna mit der Sportlertruppe von Saturn fünf und schließlich noch die kleine doofe Zicke von Bedienstete, die mir doch glatt ein Kleid der Größe 38 gebracht hat. Stellen Sie sich das vor! Welche Impertinenz! So was kann man doch nicht durchgehen lassen!“

Der Steward blickte die etwas derangierte Dame vor ihm, mit der viel zu großen Kleidung, verwirrt an. Er konnte sich keinen Reim darauf machen, was sie eigentlich von ihm wollte.

„Werte Dame ...“, begann er, doch weiter kam er nicht.

„Und das bei meiner Figur!“ Dabei strich sie den Stoff an den Hüften glatt, um ihre Formen zu unterstreichen. „Das sieht doch jedes Kind, dass das Größe ... ha ... höchstens ... wenn da nicht der Turbo-Pilot der Formel X, ... der war übrigens schon Vizemeister bei den Ringmeisterschaften auf Saturn ... können Sie sich das vorstellen ... scharfe Truppe ... und Gentleman ... aber seine Sachen passen nicht ganz ... spielt natürlich keine Rolle, weil wir nachher auf dem Oberdeck speisen werden.“

Der Steward nickte höflich, aber verwirrt. Er hatte viel zu tun und war in Eile, wollte aber die Dame nicht einfach stehen lassen.

„Eigentlich sollte ich dieser kleinen unfähigen Miese dankbar sein, aber ... na gut ... sie spielt halt in der Bauernliga. Hoffentlich ruiniert sie nicht noch mein Kleid ...“

„Welches Kleid?“

„In dessen Tasche ich meinen Schlüssel vergessen habe. Es hat ein edles Brokatmuster und ist extra von Van Schmacken auf Sirius drei für mich angefertigt worden.“ Jetzt schien er reif für die mit unschuldigem Augenaufschlag vorgetragene Bitte. „Seien Sie ein Lieber und schließen Sie mir meine Kabine auf.“ Mit den letzten

Worten gab sie die Hilfloose und hauchte ihm einen Kuss auf die Wange.

„Eigentlich ...“, begann der Steward.

„Ich kann doch unmöglich in diesem Aufzug ...“, zeigte Patricia auf sich.

Der Steward nickte kurz, öffnete die genannte Tür und verschwand schnell um die nächste Ecke. Patricia schlüpfte in ihre Kabine, während sich die automatische Tür hinter ihr mit einem leisen Geräusch schloss.

Drei Zimmer hatte ihre ‚Fürstensuite‘ von Deck III-73. Außer einem Bad, gab es noch Schlaf- und Wohnzimmer. In Letzterem stand Patricia und lauschte angespannt, um herauszufinden, ob die Vermutung, ihre Räume seien ‚sicheres Terrain‘, stimmte. Ein merkwürdiges Piepsen drang an ihr Ohr. Es kam aus dem Schlafzimmer. Die Tür dorthin war geschlossen. Patricia schlich vorsichtig näher und legte das Ohr auf die metallene Oberfläche. Der regelmäßige taktende Ton wurde lauter, doch sonst war nichts zu hören.

Patricia konnte sich nicht vorstellen, was in ihrem Schlafrum sein konnte. Kein Zweifel, dort war etwas, was vorher nicht dort war. Fest umschloss ihre Faust den Griff der Strahlenwaffe. Die Tür glitt auf. Patricia zuckte zusammen. Denn diesen Anblick hatte sie nicht erwartet.

Auf dem Bett lag eine Gestalt. Bis zum Hals unter einer Decke. Ein Arm lag frei. In der Vene steckte eine Kanüle, die aus zwei Flaschen gespeist wurde, die an einem medizinischen Gestell hingen. Ein Etikett auf der einen wies den Inhalt als NaCl aus. Der Patient konnte sich offensichtlich selbst nicht mit Flüssigkeit versorgen. Das Kürzel auf der anderen Flasche war Patricia nicht geläufig. Nachschub lag in einem Regal, unterhalb des wandgroßen Videofensters.

Bei näherer Betrachtung des Patienten, dessen Kopf mit einem Verband umwickelt war, erkannte sie das Gesicht

mit freudigem Erschrecken. Es war Kapitän Frans van Oz. Koma, Bewusstlosigkeit, Tiefschlaf oder nur betäubt. Patricia wusste nicht einzuschätzen, was sie sah. Allerdings zeigte der regelmäßige Ton von einem neben dem Bett stehenden Herz-Kreislauf-Überwachungsgerät an, dass der angeblich von ihr Ermordete, lebte. Wenn auch nur schwach.

Vorsichtig lauschte Patricia in Richtung Eingangstür ihrer Suite. Ein Patient in diesem Zustand würde vermutlich nicht lange ohne Kontrolle sein. Warum er gerade hier lag und nicht auf der Krankenstation, darauf konnte sich die Sicherheitsbeamtin keinen Reim machen.

„Kapitän!“, sprach sie ihn an. „Frans. Wachen Sie auf.“
Keine Reaktion.

Einer spontanen Idee folgend, las sich Patricia die Produktbeschreibung der zweiten Flasche durch. Ihre Vermutung bestätigte sich. Es war ein Betäubungsmittel. Blitzschnell löste sie den Tropf, schnappte sich eine weitere NaCl-Flüssigkeitsflasche und lief ins Badezimmer. Dort ließ sie den Inhalt ins Waschbecken laufen, bis er etwa den Stand erreichte, den die restliche Füllmenge des Betäubungsmittels hatte. Zurück im Schlafzimmer schloss sie den Tropf mit der neuen Flasche wieder an. Anschließend wechselte sie nur noch den Aufkleber. Bei einer Überprüfung würde der kleine Trick hoffentlich nicht erkannt werden und der Kapitän bekam vielleicht die Kraft, einmal kurz zu erwachen, damit Patricia mit ihm sprechen konnte.

Fürsorglich blickte sie Kapitän Frans van Oz an. Wie lange würde es dauern?

Sie brauchte einen klaren Kopf. Trotz der Gefahr beschloss sie schnell zu duschen. Der Alptraum in der Kiste, die Erlebnisse mit dem schmierigen Privathenker und das Tragen seiner ekligen Kleidung verlangten nach Reinigung. Kaum hatte Patricia sich Letzteres vom Leib ge-

rissen und die Duschkabine betreten, hörte sie das Summen der Eingangstür. Jemand betrat ihre Suite. Schritte durchquerten das Wohnzimmer. Beunruhigt sah Patricia durch einen Spalt ihrer Duschtüre die achtlos hingeworfenen Kleidungsstücke auf dem Boden des Badezimmers liegen.

Die Schritte verstummten.

Vorsichtig ging sie in die Knie. Mit Fingerspitzen zog sie die Strahlenpistole, die sie auf dem Rand des Waschbeckens abgelegt hatte, zu sich. Blitzschnell überlegte Patricia, ob sie die Kleidung auch mitnehmen sollte. Aber sie wusste nicht, ob die Kontrolle diese gesehen und die Situation für ungefährlich eingestuft hatte. Das würde sich sofort ändern, wenn sie sie wegnahm. Patricia drückte sich zurück an die Wand der Kabine. Wieder ertönten die Schritte. Passierten die offene Badezimmertür. Jeden Augenblick würde sich herausstellen, ob die Person beim ersten Vorbeigehen die Kleidung schon gesehen hatte oder nicht. Vorsichtig umschlang Patricias Zeigefinger den Auslöser der Waffe.

Die Eingangstür zur Suite summt – es war wieder still.

Hörbar erleichtert atmete Patricia aus, hängte die Strahlwaffe an einen Haken für Handtücher und aktivierte den Duschstrahl. Wenige Minuten später fühlte sie sich wieder besser. Sauber, eigene Kleidung, so ging sie zurück zum Kapitän, dessen Überwachungsgerät unverändert gleichmäßig piepste.

„Kapitän van Oz“, versuchte sie es erneut. „Frans, wachen Sie auf.“ Leise setzte Patricia ein ‚Bitte‘ hinterher. Doch nichts geschah. Schon hatte sie sich damit abgefunden, dass sie allein aktiv werden und auf die wertvollen Tipps eines Mannes, der das Schiff wie seine Westentasche kannte, verzichten musste – da zuckte es um seine Augenlider.

Patricia fasste ihn an den Schultern. Erst vorsichtig, dann fester. Sie begann an ihm zu rütteln.

„Wachen Sie auf, wir sind in Gefahr“, sprach sie so laut, wie sie es wagen konnte.

„Patri ... cia“, stöhnte er, „sind Sie ... Sie das?“

Das Herz der Undercover-Agentin jubelte.

„Ja, ich bin es“, lächelte sie den Kapitän an. Doch sie wusste, dass sie nicht viel Zeit mit Vorgeplänkel verlieren durften. Sofort redete sie auf den Mann ein. „Irgendetwas geht vor. Man hat mich unter Drogen gesetzt und eingesperrt, obwohl angeblich niemand wusste, dass ich inkognito hier bin.“ Patricia sprach so schnell, dass sie kurz nach Luft schnappen musste. „Ich soll Sie ermordet haben, ausgerechnet Sie. Verstehen Sie das?“

„Ja“, kam es schwach zur Antwort.

„Was?“

„Entführung. Lösegeld.“ Der Kapitän klang sehr schwach. Er schien gegen den Einfluss des Betäubungsmittels in seinem Blut zu kämpfen.

Patricia überlegte. „Das macht Sinn. Hier trifft man ja alles, was sich für reich und schön hält.“ Sie schüttelte aber sogleich den Kopf. „Aber haben Sie mir nicht von 1000 Bediensteten und 350 Besatzungsmitgliedern erzählt. Die können doch unmöglich alle ...“

„Sie haben sich im Master-Cockpit meiner Kommandantenkanzel eingenistet. Nur Sie und ich konnten ihnen gefährlich werden. Deshalb wurden wir aus dem Weg geräumt.“

„Und der Erste Offizier?“

„Ist der Kopf der Bande.“

„Dann wusste der von meinem Auftrag?“

„Nicht von mir.“

„Und was jetzt?“, fragte Patricia.

Kapitän Frans van Oz schloss die Augen. Sein Atem ging ruhig. Die Sicherheitsbeamtin fragte sich, ob er nach

einem Plan forschte oder nur eingeschlafen sei. Sie wurde unruhig.

„Herr Kapitän?“, flüsterte sie unsicher.

„Ich fürchte, ich kann Ihnen nicht helfen. Was immer zu tun ist, Sie müssen es allein tun, Patricia Amelie Winter.“

Verzweiflung kam in ihr auf.

„Und was? Wir wissen nicht einmal, wie stark unser Gegner zahlenmäßig ist. Geschweige denn Bewaffnung, Strategie, etc.“

„Sie wollen in die Nebelgruppe von M42.“

„Aber da gibt es doch nichts, das weiß doch jeder. Junge Sonnensysteme, blaue Riesensterne, unkontrollierbare Kometenströme, tödliche Strahlung und vielleicht eine Handvoll Wüstenplaneten.“

Der Kommandant lächelte.

„Genau. Bei jetzigem Kurs und Geschwindigkeit sind wir in einer Woche da.“

„Und die Passagiere merken nichts von der Entführung und genießen den Flug.“

„So scheint es geplant zu sein.“

„Gibt es keine Flugkontrolle, die alarmiert wird, sobald wir den Kurs verlassen?“

Er schüttelte schwach seinen Kopf.

„Exklusive Gäste, exklusive Reiseziele. Wünsche werden jederzeit erfüllt, wenn sie technisch machbar sind. So steht es im Prospekt.“

„Hyperfunk?“

„Ist wegen Interferenzen durch die grünen Saturneruptionen gestört.“

Missmutig blickte Patricia zu Boden und ließ die Schultern hängen. „Dann gibt es gar nichts, was ich tun kann?“

Diesmal lächelte Kapitän Frans van Oz nicht. Er grinste. „Doch.“

Wie elektrisiert setzte sich Patricia wieder aufrecht hin.

„Hyperraumzelle 35 überlädt und es droht eine kaskadierende Explosion rund um den Antriebgürtel der ‚Kap Andromeda‘.“

Patricia riss die Augen auf. „Was? Wie kann das passieren?“

„Weil Sie das auslösen.“

Ihr Gesicht entspannte wieder. Sie wusste, dass der Kommandant einen raffinierten Plan ausgeheckt hatte.

Durch das geräumige Schiff zu schleichen, wobei sie Hunderte von Passagieren als Deckung benutzen konnte, indem sie selbst auch die arglos Feiernde mimte, war für die ausgebuffte Sicherheitsbeamtin kein Problem. Schwieriger war da schon den Weg zum Vorraum von Hyperraumzelle 35 zu finden. Unzählige Schotts und Kontrollschächte waren zu überwinden. In diesem vollautomatisierten Teil des Schiffes verlief sich höchstens einmal ein Techniker bei Unregelmäßigkeiten oder bei der Wartung im Dock. Die videoüberwachten Gänge umlief sie vorgewarnt.

Nun stand Patricia vor dem Kontrollpult im Vorraum zur Antriebszelle und orientierte sich. Aber die Anweisungen waren eindeutig und der exakte Zeitpunkt war da. Jetzt kreuzte die ‚Kap Andromeda‘ den strategischen Außenposten Iapetus, ein Saturnmond mit zahlreichen Basen, sowie Erz- und Gasminen.

Am Ende einer Reihe von Eingaben kryptischer Befehlsketten in die Konsole, zündete die Sicherheitsbeamtin das magnetische Plasma und damit nahm die Katastrophe ihren Lauf. Alarm ertönte. Lichtsignale warnten. Gleichzeitig verließ die ‚Kap Andromeda‘ den Hyperraum und ging auf Unterlichtgeschwindigkeit. Das automatische Notsignal pulste seine Nachricht zum strategischen Außenposten.

Eine ruhige weibliche Computerstimme ertönte durch die Bordlautsprecher: „Werte Reisende, dies ist ein Notfall. Bitte begeben Sie sich in die Ihnen zugewiesenen Rettungskapseln. Bedauerlicherweise ist dies keine Übung. ‚Kap Andromeda‘ wünscht einen schönen Tag.“

Diese Durchsage wiederholte sich in regelmäßigen Abständen, während Patricia entspannt den Rückweg antrat. Sie hatte es überhaupt nicht eilig, denn sie wollte nicht in den Tumult geraten, der sich an den überall im Schiff verteilten Zugängen für die Rettungskapseln, abspielen musste. Manchmal hörte sie das dröhnende Zischen des Gasdruckkatapults, wenn eine Kapsel hinausgeschossen wurde.

Als Patricia ihre Suite wieder erreichte, waren sie und der Kapitän die Letzten an Bord. Das Videofenster zeigte den Blick nach draußen. Hunderte von Lichtpunkten flogen in einem Meer von Sternen auf die bewohnten Saturnmonde zu. Die Undercoveragentin zog einen der Kuschelsessel ins Schlafzimmer und ließ sich dort hineinfallen. Die Beine legte sie frech auf das Krankenlager des Kapitäns.

„Dass uns die öde Prüfungssimulation mal das Leben rettet, hätte ich nicht gedacht.“ Die Stimme des Kapitäns klang wesentlich kräftiger.

Patricia lächelte. „Wie gut, dass Maschinen den Unterschied zwischen Simulation und Wirklichkeit auf Knopfdruck vergessen. Diese Verbrecher können in dem Chaos da draußen nur noch den Kopf einziehen und untertauchen, wenn sie sich retten wollen.“

„Na, Frau Winter, wie hat Ihnen die erste Reise auf unserem Luxusdampfer bisher gefallen“, feixte Kapitän Frans van Oz und freute sich darüber, wieder einen Witz machen zu können. Doch Patricia Amelie Winter konnte ihn nicht hören. Der Saturn färbte sich in diesem Augenblick in ein übernatürliches Smaragdgrün und pulsierte

geheimnisvoll. Die Magie dieses Anblicks ließ die sonst so kühle P.A.W. aufstöhnen und die Welt um sich herum vergessen.

GENRE: HOFFNUNG+ TOD

Der Stein des Kukulunga

Quintalle seufzte. M`neele drückte sie fester an sich. Gleich einem zukunftsweisenden Omen sah er, wie sich ein ferner und heller Stern in einer Träne spiegelte, die seiner Frau zögerlich über die Wange rollte.

Es war schon tiefe Nacht geworden in der trockenen Savanne des Tales, in dem die Vorfahren von M`neele seit Urzeiten gelebt hatten. Er kannte den Schrei jedes Tieres, der durch die Dunkelheit hallte. Keines fürchtete der Mann im mittleren Alter, der mit seiner Frau einen halbwüchsigen, kräftigen Sohn und eine wohlgewachsene Tochter gezeugt hatte. Hier, auf diesem harten Fels, der für M`neele und Quintalle alles andere als hart war. Er war IHR Platz, IHRE Geborgenheit, IHRE Zuflucht.

Wie ein zu groß geratener Kiesel lag der Fels, von der Größe eines mehrstöckigen Hauses, mitten in den Weiten. Beide erkletterten immer wieder diesen Ort, dessen Begrenztheit nur durch die Unendlichkeit des Himmels offenbar wurde. Der Stein des Kukulunga, von dem auch die Ahnen nicht erklären konnten, wie er in die Weite der Savanne gekommen war, bedeutete für M`neele Mysterium und Hort zugleich. Hier war er den Sternen näher und überblickte gleichzeitig sein Leben von einer höheren Warte aus, so wie er von hier auch die weite elefantengrasbewachsene Ebene bis zum Horizont betrachten konnte.

Eng umschlungen hielt M`neele seine Frau an diesem für ihn beinahe heiligen Ort, in einer für viele seines Stammes höchst unanständigen Stellung. Aber nur, wenn sie ihm zugewandt auf ihm saß, ihn mit ihren Schenkeln fest umschloss, fühlte er sich dem Mysterium des Lebens und der Liebe nahe. Stundenlang konnten sie in den seltenen Nachtstunden, in denen sie sich diesen Ausflug

erlauben konnten, bis in das bunte Farbenspiel des Morgengrauens hinein sitzen, sich nahe sein und einfach lebend erleben.

Und dennoch sollte diese Nacht eine besondere sein. Das letzte Mal saßen sie auf dem Stein von Kukulunga. Ihr Weg würde sie mit dem Sonnenaufgang weit jenseits der Grenzen führen, die der Blick von hier erlaubte. Weit jenseits dieses Tales, in dem die Tiere seit Urzeiten in Herden wanderten und sie mit ihrem Fleisch und den Früchten der Pflanzen nährten. Aber es schien M'neele, dass die Zeit, die mit jener fernen Urzeit begann, plötzlich enden sollte.

„Ich habe Angst“, flüsterte Quintalle.

M'neele strich ihr zärtlich durch das tiefschwarz gelockte Haar, welches wild nach allen Seiten zu streben schien, und sich nie in Zöpfe bannen ließ.

„Ich bin bei dir“, tröstete er.

Quintalle genoss seine Liebkosung.

„Kukulunga ist aber dann nicht mehr bei uns“, sagte sie.

Statt einer Antwort küsste er seine Frau inniglich. Leidenschaftlich strich er mit seinen Händen über ihren Rücken, nach unten, pausierte eine Weile auf ihren üppigen Formen, die sein Begehren dieser nicht mehr ganz so jungen Frau gegenüber noch immer aufflammen ließen und genoss danach denselben Weg seiner Hände wieder nach oben.

„Kukulunga, unser Liebeshort ist in unserem Herzen“, strahlte er Quintalle an. „Der Sternenhimmel mit seinem glänzenden Band der Hoffnung ist überall.“ Beruhigt legte sie ihren Kopf auf seine Schultern und besah sich das matte Glühen der Milchstraße, welches sich quer über den Himmel zog.

„Was wird uns Uurupa bringen?“, fragte Quintalle.

M'neele lächelte.

„Wasser“, sagte er. „Hier können wir nicht mehr tief genug graben, so trocken ist es geworden. Und Wasser ist Leben. Für uns und unsere Kinder. Außerdem ist Uurupa reich.“

„Ich will nicht reich sein“, stieß Quintalle spontan aus.

„Ich auch nicht“, sagte ihr Gefährte. „Du weißt, ich bin ein einfacher Mann, der nur den Anspruch hat, seiner Familie ein gutes Oberhaupt zu sein und sie zu nähren.“ Nach einer kurzen Pause: „Nahrung bringt dieses Tal schon lange nicht mehr hervor. Nur noch die in Plastikfolie eingeschweißte, von weit her. Sie ist teuer und rar. Wir müssen, genauso wie die vielen anderen auch, uns aufmachen, dort hinzuziehen, wo diese Nahrung herkommt. Nur dort können wir noch leben. Das Tal um uns herum ist tot. Ich möchte unsere Kinder aber stark und lebendig sehen.“

Der erste Lichtschimmer erhellte den östlichen Horizont. Der Tag, den M'neele seit langem herbeigesehnt und gleichzeitig gefürchtet hatte, war angebrochen. Quintalle machte keinerlei Anstalten, sich von ihrem Mann zu lösen. Ihre schlanken Finger verkrampften sich immer mehr in die Schultern M'neeles, je heller der Lichtschimmer wurde.

„Wir müssen gehen“, flüsterte er behutsam in ihr Ohr.

„Ich habe Angst.“

„Ich auch“, gestand er. Dennoch versuchte er, sich vorsichtig von ihr zu lösen. „Gehe nur, Frau, und finde dich mit den Kindern und deinen Großeltern pünktlich an dem Ort ein, den der Manager vom Freedom-Service genannt hat. Ich werde nur noch schnell das Grab unserer Ahnen ehren und eine Handvoll Erde von dort mitnehmen, damit ihr Geist auch in unserer neuen Heimat in Uurupa bei uns ist.“

Schweigend und schweren Herzens verließen M'neele und Quintalle den Stein des Kukulunga.

Mit bleiernen Beinen und außer Atem, so schnell war er gerannt, erreichte M`neele sein Dorf. Es war leer. Nur der Wind blies den trockenen Staub aus der Savanne durch die Lehmhütten. Fassungslos stand der Mann mit einer Handvoll Erde, die er sorgfältig in einem Säckchen an seinen Gürtel gebunden hatte, am vereinbarten Treffpunkt.

Ohne Zweifel: Er war zu spät gekommen.

Während M`neele noch mit sich rang, was er tun könnte, hörte er hinter sich ein altes Motorrad knattern.

„Nimm mich mit nach Norden“, bat er den Mann, der auf dem Zweirad saß.

„Der Manager von Freedom-Service schickt mich, dich zu holen“, sagte der Fahrer. Erfreut über die gute Organisation, wollte M`neele sogleich auf den Sozius steigen.

„Halt, halt“, stoppte ihn der Mann. „Weiß ich, ob du schon bezahlt hast?“

„Aber ja doch“, beteuerte M`neele, „wir haben doch unsere Passage schon vor Wochen zahlen müssen.“

Der Motorradfahrer grinste.

„Kannst du das beweisen, hast du eine Quittung?“

Enttäuscht senkte M`neele den Kopf. Er sah ein, dass er noch einmal bezahlen musste. Zögernd zog er das Geldbündel hervor, welches er über viele Jahre mühsam angespart hatte und das ihnen einen Start ins Leben im reichen Uurupa ermöglichen sollte. Erst bei 100 Dollar war der Motorradfahrer zufrieden. Für diesen Betrag würde er M`neele an den Sammelplatz am Hafen im Norden bringen, an dem Quintalle und die ganze Familie auf ihn warten sollten.

Ratternd ging es los. M`neele zog die Kapuze seines langen Gewandes über das Gesicht, um sich vor der langen Staubfahne zu schützen, die das Gefährt aufwirbelte. Stundenlang ging es über die Piste durch die Savanne.

Dabei wurde M`neele erst bewusst, wie weit die katastrophale Trockenheit schon reichte. So weit er blicken konnte, sah er nur totes Land, verlassene Dörfer und rostende Fabriken.

Die Sonne stand schon weit im Westen, als sie den Hafen erreichten, von dem aus M`neele mit seinen Lieben per Schiff hinüber in das Land ihrer Träume reisen wollte. Aber nun stand M`neele inmitten einer riesigen Menschenmenge, die zu einem Kai drängte. Ihm schien, es müssten mehrere Tausend sein, die hier einen Platz in einem der heruntergekommenen Schiffe zu ergattern suchten.

M`neele wurde mit jeder Minute unruhiger. Er konnte keine Spur von seiner Familie entdecken. Von allen Seiten drängelte und schrie es. Die Menschenmenge schob M`neele am ersten verrosteten Schiff vorbei. Immer wieder versuchte er, sich auf die Zehenspitzen zu stellen, um nach Quintalle Ausschau zu halten. Verzweifelt fragte er nach allen Richtungen, ob jemand seine Frau gesehen hätte. Wenige antworteten überhaupt, zumeist nur mit einem Kopfschütteln.

Plötzlich stand M`neele vor einem Uniformierten mit krieglerisch aussehendem grünen Barett auf dem Kopf. Der hielt die Menschen um ihn herum mit einem langen Schlagstock im Zaum. Es schien ein Mitarbeiter von Freedom-Service zu sein, der die Reisenden auf die Schiffe aufteilte. Egal wie grimmig er auch aussehen sollte, ihn wollte M`neele fragen. Er nahm seinen ganzen Mut zusammen, den Mann mit dem bedrohlich schwingenden Stock anzusprechen.

„Die sind bestimmt auf irgendeinem Boot“, antwortete dieser grinsend. „Wer bezahlt hat, geht nicht verloren.“

„Auf welchem?“, fragte M`neele nach.

Der Mann zuckte mit den Schultern.

„Aber wenn du jetzt hier nicht an Bord gehst, bleibst du da“, warnte er ihn und schob ihn wie einen störrischen Esel mit seinem Stock zur Kaimauer, an der ein heruntergekommener Fischkutter angelegt hatte. Er war zwar schon mehr als voll, aber das schien den Uniformierten nicht davon abzuhalten, noch mehr Menschen über die glitschige Holzplanke zu schicken, die an Bord führte.

M`neele ging zögernd weiter. Vielleicht hatte der Mann ja Recht, dachte er sich, und die Chancen standen besser, dass er seine Lieben eher am Zielort wiederfände als hier in dem Chaos. Die Gefahr schien zu groß, dass er ohne Transportmöglichkeit zurückblieb, wenn er zu lange suchte. Wahrscheinlich waren Quintalle und die Familie schon auf irgendeinem Boot, überlegte M`neele.

Plötzlich und unerwartet schlug der Stock des Uniformierten auf seine Brust und stoppte M`neele.

„500 Dollar!“

„Ich hab schon vor Wochen bezahlt“, beteuerte M`neele.

„Quittung?“, kam nur kurz und schnippisch zurück.

Mit hängendem Kopf fischte er die erforderlichen Scheine aus seiner Brusttasche, in der er das kleine Familienvermögen aufbewahrte. Kaum hatte er bezahlt, schob ihn der Schlagstock derb an Bord.

Halb an die morsche Bordwand gepresst, versuchte M`neele mit aller Kraft zu verhindern, dass er nicht über diese gedrückt wurde. Die Sonne vollendete gerade ihren Tageslauf.

Plötzlich startete der Motor des alten Kutters. Der Bug nahm das offene Meer ins Visier. Gischt spritzte auf das vollkommen überladene Boot. Die Laderäume quollen vor Flüchtlingen über, und an Deck blieb jedem Passagier gerade der Platz, auf dem er stand oder saß.

„Gott wird es schon richten“, betete M`neele.

„Gott hat uns verlassen“, mischte sich der grimmig blickende Bärtige neben ihm in sein Gebet.

„Er führt meine Familie und mich in eine neue Heimat“, entrüstete sich M`neele.

„Heimat ist ein Ort, in dem man erwünscht ist.“

„Sollten wir in Uurupa nicht erwünscht sein?“

Der Bärtige brummte.

„Meine Familie und ich sind stark“, sagte M`neele. „Wir werden schon einen Platz in dem reichen Land finden, an dem wir leben und einer ehrwürdigen Arbeit nachgehen können.“

„Wo ist deine Familie?“, fragte der Bärtige.

M`neele blickte ängstlich auf den Fragenden.

„Bestimmt auf einem anderen Boot. Wir wurden getrennt.“

Der Bärtige erschrak.

„Um Gottes Willen, ihr wurdet getrennt?“

„Ja, aber im Zielhafen werden wir uns sicher ...“

Doch der Bärtige fiel ihm ins Wort.

„Weißt du denn nicht, was mit denen geschieht? Siehst du hier etwas anderes als erwachsene Männer an Bord?“

M`neele fühlte Panik in sich aufsteigen. Blitzartig versuchte er das Deck zu überblicken. Nur Männer, soweit er sah.

„Reisen Frauen und Kinder auf anderen Booten?“, fragte er ängstlich nach.

Bitter spuckte der Bärtige aus.

„Pah. Frauen und Mädchen werden irgendwohin nach Osteuropa verkauft.“

„Was?!“, schrie M`neele auf.

„Alte und Kinder werden zurückgeschickt.“

„Das kann nicht sein. Ich habe ordentlich für alle bezahlt. Das ist bestimmt ein Irrtum“, sagte M`neele mehr zu sich als zu dem Bärtigen.

„Kein Irrtum“, erwiderte der, „nur einträglicher Handel mit der Not der Menschen.“

M`neele sprang auf und schrie wie wahnsinnig: „Quintalle! Quintalle, bist du hier?“

Im selben Moment brach hinter ihm die morsche Bordwand. M`neele stürzte rückwärts ins kalte Meerwasser. Sofort packte ihn eine graue Welle und drückte ihn nach unten. In Todesangst versuchte M`neele die Wasseroberfläche wieder zu erreichen. Quälend lange Sekunden kämpfte er gegen den drohenden nassen Tod. Mit letzter Kraft konnte M`neele seinen Kopf wieder über Wasser halten. Ihm schien jedoch, er wäre in einer anderen Welt gelandet.

Ein Ungetüm von Schiff mit heulender Sirene und blinkendem Blaulicht kam auf M`neele zu. Der grelle Strahl eines Suchscheinwerfers erfasste den Schiffbrüchigen. Keuchend rang M`neele nach Luft. Seine vollgesogene Kleidung zog ihn schwer nach unten. Dann baute sich die hohe graue Bordwand eines Marineschnellbootes neben ihm auf.

„Passaporte?!“, rief jemand mit Megafon herunter. In M`neeles Ohren klang es wie das ohrenbetäubende Geheul eines dämonischen Geistes. Immer wieder spülten die Wellen M`neele unter Wasser.

„Visa?!“

Doch M`neele fand sich auf dem Stein von Kukulunga wieder, seine geliebte Frau Quintalle ihm zugewandt auf ihm sitzend und über ihnen die glitzernden Sterne. Das Band der Hoffnung leuchtete zuversichtlich. Aber dann verdunkelte sich der Himmel der Zuversicht.

Nachrichten:

„Wieder gab es Tote, als so genannte Bootsflüchtlinge versuchten, illegal einzureisen. Die Überlebenden befin-

den sich in einem Auffanglager und werden in den nächsten Tagen in ihre Heimatländer zurückgebracht.

Nun das Wetter: Ein vorüberziehendes Tiefdruckgebiet bringt leider etwas Regen. Aber zum Wochenende meint es die Sonne gut mit uns.“

Toto

Wo war nur die Kiefersperre?

Toto, wie er manchmal genannt wurde, hatte sich eigentlich alles zurechtgelegt. Schwamm, Waschlösung mit Lavendel, damit die Naturgerüche und das Formalin überdeckt wurde, Kamm, Schminkutensilien, vor allem rot, welche den „Kunden“ meist fehlte. Doch wo war die Sperre? Aus seiner, Totos, Hand sollte niemand entlassen werden, der pietätlos den Mund aufgerissen hatte, wie ein grausiger Lacher.

Toto, er wusste gar nicht wer ihm den Spitznamen verpasst hatte, sichtete noch kurz die Begleitunterlagen. Aha, Dr. Defi hat wieder Dienst. Unverkennbar seine charakteristische Schrift, die auch als Aneinanderreihung von Strichen interpretiert werden könnte. Dr. Defi, der Mann, der am liebsten auch einen Armbruch mit Defibrillator behandeln würde, so zelebrierte er diese Form der Wiederbelebung.

Trotzdem wunderte sich Toto. Keine schwarzen Kontaktpuren auf der jugendlichen Haut zwischen den Brüsten. Der Herr Notarzt war wohl heute im Stress gewesen.

Und nun lag sie hier. Auf den Papieren stand: Katharina Karmasin, 23 Jahre. Todesursache: letale Dosis eines Amphetamins. Das erklärte für Toto die Tatsache, dass er keine schweren Verletzungen sah. Keinen blauen Kopf. Einfach nur jung und schön. Wenn man von einigen Hämatomen im Nierenbereich und Hals absah. Aber die waren bereits gelblich gefärbt und konnten mit dem jetzigen Zustand nichts zu tun haben.

Es gab Toto, auch wenn er durch seine Arbeit ziemlich abgehärtet war, jedesmal einen Stich, wenn Gleichaltrige vor im auf dem Blechtisch mit Abflussvorrichtung lagen.

Eigentlich eine nackte Schönheit. Aber, und das sah Toto auf Anhieb, mit sorgenvollem Gesicht. Diese junge Frau hatte mit Sicherheit kein leichtes Leben gehabt.

Mit geschulter Bewegung hob Toto ihren Po an und strich über die Seite des Rückens. Seine Fingerspitzen konnten unter der Haut noch nicht die üblichen Leichenflecke hervorrufen. Spontan entschied er sich nicht wie sonst mit der Waschung zu beginnen. Zuerst wollte Toto dieses traurige Engelsgesicht mit seiner Speziālschminke fixieren, bevor die ersten Stadien des Verfalls ihm untrügliche Zeichen einprägten.

Mit Menschen wie dieser Katharina, fühlte er sich irgendwie vertraut. Freunde hatte er ohnehin wenige. Aber das machte Toto nichts aus. Er wollte sowieso nicht so viel sprechen. Im Schweigen fühlte er sich manchen viel näher.

Vorsichtig tupfte Toto etwas Rot auf die Wangen. Mit einem Pinsel verstrich er es, damit die Konturen weicher wurden.

„Nicht so viel Rouge, das steht mir nicht“, sprach plötzlich dieser Mund, den er gerade umstrich. Toto blieb gar keine Zeit zu erschrecken. Die Situation schien im viel zu absurd dazu. Viel zu unreal. Katharina öffnete die Augen und blickte Toto lange an. Er überlegte die ganze Zeit, ob ihr Gesichtsausdruck oder ihre Auge trauriger wirkten. Ihm wurde gar nicht klar, dass etwas vorging, was nicht vorgehen durfte. Wie gebannt starrte er reglos auf Katharina.

Sie beendete die Situation indem sie sich aufsetzte. Ein Rundblick im Raum und sie entdeckte ihre Kleidung, die Toto sorgfältig auf eine Arbeitsplatte mit Präparationsutensilien gelegt hatte. Schnell sprang Katharina vom Waschtisch, zog sich Top, Rock und Sandalen über – mehr hatte sie nicht – und war zur Tür hinaus.

Toto schluckte schwer. Er hatte schon viel erlebt. Viele Verletzungen gesehen. Monströse Entstellungen überschminkt, aber was sollte er damit anfangen? Das Leben? Er wurde doch nicht ohne Grund Toto genannt.

„3 doppelte Whiskey und ein Glas saure Gurken“, bestellte Toto. Der Wirt der heruntergekommenen ‚Cooshel‘-Bar zuckte nicht mit der Wimper. Dabei dachte der Leichenwäscher immer, er hätte den außergewöhnlichsten Job und ihn könnte kein extravaganter Kunde aus der Ruhe bringen.

Toto achtete nicht auf die anderen Gäste, die bei ohrenbetäubender Punkmusik in Gruppen *rumhingen*. Für ihn war heute seine Welt aus den Fugen geraten. Tot war nicht mehr tot. Wohin sollte sich der Menschenfeind überhaupt noch zurückziehen?

Im Halbdunkel der Beleuchtung sah Toto einen Schatten von Gruppe zu Gruppe umherschleichen. Er liebte Schatten. Er, der er an der Pforte zur Schattenwelt arbeitete. Doch dieser Schatten geisterte nicht. Totos Aufmerksamkeit war gewonnen. Der Schatten wurde geschubst, gestoßen und getreten. Im besten Fall ignoriert. Nun schwebte er auf ihn zu.

„Blasen 50, vorne 80, hinten 100“, spulte sie mechanisch, wie ein ausgeleiertes Kassettenband, ab. „Für heute“, es sollte wohl als besonderes Sonderangebot als einmalige Gelegenheit zu verstehen sein, „für dich die Hälfte.“ Das Band leierte emotionslos.

„Katharina Karmasin?“, rief Toto, als er sein Rouge auf der Wange erkannte. Jetzt erst achtete er auf Top und Rock. Die junge Frau schien offensichtlich von seinem Waschtisch direkt in die Gosse gesprungen zu sein.

„Ach“, sagte Katharina, die erst jetzt auf ihr Gegenüber achtete, „der Herr mit der Schminke.“

Entgeistert starrte Toto sie an. Er war verwirrter als zu dem Zeitpunkt als seine Kundin plötzlich die großen Augen aufschlug.

„Was machen Sie hier?“

„Kohle.“

„Wie denn das?“

„Blasen 50, hinten ...“, wollte sie wieder abspulen, aber Toto gab zu verstehen, dass er das begriffen hatte.

„Warum?“

Sie sah ihn verständnislos an. „Kohle.“

„Klar, aber warum so?“

„Weil ich nur zum Ficken tauge.“

„Wer sagt das?“

„Alle.“

Toto sah Katharina tief in die Augen. „Deshalb der traurige Blick, Katharina?“

„Ich heiße Kathy, also eigentlich.“

„Was heißt eigentlich?“

„Das willst du nicht wissen.“

Toto nickte. „Hast du Hunger?“

Kathy strahlte über das ganze traurige Gesicht.

„Komm, was hältst du von griechisch?“

„100 oder Sonderpreis 50“, kam automatisch geleierte.

Toto stutzte. „Was? Ach so. Ich meine Essen.“

„Prima, aber schnell, ich muss heute noch Kohle machen.“

Zwei Hauptspeisen und drei Desserts stopfte Kathy schweigend in sich hinein.

„Danke. Jetzt hast du mir zum zweiten Mal mein Leben gerettet.“

„Gern geschehen, gern geschehen.“

„Wie soll ich dir das nur danken.“

Toto winkte ab.

„Ich kann dich leider nur zum, du weißt schon, einladen. Ist dreimal genug?“

Er schüttelte den Kopf.

„Mehr?“

„Weniger.“

Kathy verstand nicht. „Es macht mir nichts aus, wenn du das meinst.“

„Mir macht es was aus. Ich möchte dich nicht so wie andere. Du doch auch nicht, oder?“

Ihr Gesicht leuchtete.

„Danke. Die Knackis wollen mich immer nur von hinten und boxen dabei in die Nieren. Bei Paaren will die Frau, dass ich ihm einen blase, wähen sie mich beschimpft. Nur die Altsingles machen es noch normal. Wobei, was ist schon normal, wenn es auf dem Männerklo macht.“

Toto legte zärtlich seine Hand auf die ihre. „Ich möchte dich von vorne, an einem Tisch wie diesem sitzend. Du holst mich ab. Ist das in Ordnung?“

Es war in Ordnung.

Den ganzen nächsten Tag dachte Toto an Kathy. Er verspürte Angst. Angst vor dem Leben, dem er bislang so erfolgreich entkommen war. Aber gleichzeitig spürte er noch etwas anderes. Er konnte das Gefühl nicht benennen. Nur, dass es seinen ganzen Bauchraum ausfüllte und keine Übelkeit war.

Was war das nur für eine seltsame Welt, in der er, der er eigentlich sterben wollte, lebte, und die, die eigentlich ein totes Leben besaß, leben wollte. Toto wusste nichts mehr. Nur, dass er nicht ihr Kunde sein wollte, wie auch sie nicht mehr seiner.

Seine heutige Arbeit spulte Toto wie in Trance ab. Immer wieder durchströmte ihn das Verlangen nach Leben. Ein eigentümliches Gefühl, dass ihn an seine Kindheit

erinnerte. An eine Zeit, lange bevor seine Eltern und die kleine Schwester bei einem schweren Verkehrsunfall ums Leben kamen.

Mitternacht wäre Schichtende. Doch in seinem Job wusste man nie.

„Tiefkühlschrank“, dachte Toto, als der schwarze Firmenwagen spät in der Nacht in den Hof einfuhr. Doch als der angelieferte Leichnam auf dem Waschtisch lag, zögerte er nur kurz. Dann zog er die Person aus und begann mit der letzten Waschung. Frische Hämatome an den Nieren. Blutunterlaufene Augen und das Engelsgesicht noch trauriger.

Die Todesursache interessierte nicht. Eher der perfekte Sitz eines Hauch von Rouge. Nicht zu viel. Für ein paar stille Minuten betrachtete Toto sein Werk. Dann wich er von der üblichen Routine ab. Seine Kleidung fand exakt zusammengelegt neben der Kundin Platz. Vorher entnahm er lediglich sein wie einen Schatz gehütetes Kleinod. Fest hielt er es in der Faust, als er sich neben die Tote legte. Bevor er sich die kleine rote Kapsel in den Mund schob, flüsterte er Kathy zu: „Schön, dass du mich abholst.“

LESEPROBEN

Der Zeitenwender

Zeit: 206 v. Chr.

„Ssssssst ... Ssssssssssssst ...“

Die seltsamen Geräusche, die direkt aus dem wolkenlosen Himmel über ihm zu kommen schienen, trieben Nat-Sirt an. Schneller. Er musste sich beeilen. Kein Vogellaut war mehr zu hören, kein Summen der Insekten, kein Grillenzirpen. Die Bäume standen jetzt dichter und immer öfter versperrten ihm herabgefallene Äste den Weg. Von Zeit zu Zeit drehte er sich um, blickte nach rechts und links, als wäre ihm jemand auf den Fersen. Die scharfen Stacheln der Brombeerranken hinterließen tiefe Kratzer an seinen Beinen. Herabhängende Äste peitschen in sein Gesicht. Er achtete nicht darauf.

Völlig außer Atem blieb er auf einer Lichtung stehen.
Verflucht! Auch das noch!

Nat-Sirt lief ein paar Schritte zurück, bückte sich und schnitt hastig einige röhrenförmige Pilze ab. Trotz aller Eile durfte er die Pilze, die hier in einem magischen Kreis wuchsen, nicht stehen lassen. Als Schüler der Druidenkunst wusste er um dieses seltene Gewächs, das getrocknet Heilzauber hervorbrachte oder beim Anrufen der Naturgeister half. Zu oft hatte er sich seine Wirkungsweise einprägen und seinem Meister nachsprechen müssen:

„Lass nie Wurz, Pilz und Kraut auf deinem Pfade stehen, wie eilig du es auch immer haben solltest!“

Bisher hatte er diesen Lehrsatz stets befolgt, ganz gleich, was auch gerade seine Pflicht war. Auf diese Weise führte er immer einen genügend großen Vorrat in seinem Beutel mit sich.

Seine Augen und Ohren offen zu halten, an so vieles mehr als ein normal Sterblicher denken zu müssen, darin bestand die Aufgabe eines Druiden.

„Ssssssst ... Ssssssssssssst ...“ holte ihn das seltsame Geräusch aus seinen Gedanken.

Rasch ließ er die Pilze in seinem Umhängebeutel verschwinden und lief weiter. Dabei hielt er sich südlich. Bald schon würde er auf den Weg treffen, der ihn zum Stamm der Alauni führte. Seine Kräfte, so hoffte er, würden ihn auch diesmal nicht im Stich lassen, obwohl er schon beinahe vierzig Sommer gesehen hatte.

Ein uralter Druide, der sich gewiss schon am Ende seines Lebenszyklusses befand, hatte ihn in das Geheimwissen der weisen Männer eingeführt, aber Nat-Sirts Lehrzeit war noch nicht vorüber. Er würde noch viele Sommer und Winter Schüler bleiben müssen, bevor er sein Wissen selbst als Lehrmeister an den Stamm der Alauni weitergeben konnte.

„Ssssssst ... Ssssssssssssst ...“

Sein Pfad führte ihn aus dem nun wieder lichter werdenden Wald hinaus auf leicht hügeligen Grund.

Wie der Wind über das Grass strich und die Halme in unterschiedliche Richtungen bog. Gleich der Meeresoberfläche, die sanfte Wellen wirft, dachte Nat-Sirt. Wie schön wäre es jetzt, für einen Moment hier verweilen zu können.

Ein erneutes „Ssssssst ... Ssssssssssssst ...“ ließ ihn aufblicken.

Streifen überzogen das Firmament, rot wie Feuer, dann Grau wie Asche. Aber genau so schnell wie sie aufgetaucht waren, verschwanden sie wieder.

Es musste ein Zusammenhang zwischen den Erscheinungen am Himmel und diesem Geräusch geben, das ihn

so ängstigte. Selbst seinen weisen Lehrmeister hatte er nie von einer solchen Wahrnehmung berichten hören. Nat-Sirt war sich sicher, dass nicht einmal die Ahnen etwas wussten, sonst hätten die Barden sicher darüber gesungen. Was blieb, war die Angst: Seine, die der Alauni und die der Druiden.

„Ich erbitte heute die Macht der Götter, mich zu führen!“, murmelte er rhythmisch und versuchte, seinen Sprechgesang dem Tempo seiner Schritte anzupassen.

„Esus Kraft, mich zu stützen, Cernunnos Weisheit, mich zu leiten.“

Was eigentlich die Anrufung des neuen Tages symbolisierte, gehörte zum rituellen Schrei des Hirschen. Der Hirsch stand als mächtigster Schutzgeist über Nat-Sirts Druidengruppe, die im Norden, im heiligen Hain, die Nähe der Geister suchte.

„Teutates Auge, mich zu sehen, Taranis Ohr, mich zu hören.“

„Eponas Worte, mich anzusprechen, Lugus Hände, mich zu bergen.“

Langsam fand er seinen Rhythmus.

„Belenus Weg, mich aufzunehmen, Belisamas Schild, mich zu beschützen.“

Sein lederner Beutel hatte sich gelöst und schlug bei jedem Schritt gegen Nat-Sirts Rücken. Schnell zog er ihn fester. Die Pilze würde er bei der nächsten Rast zum Trocknen auslegen, damit sie nicht schimmeln konnten.

Dass sie jetzt gequetscht würden, spielte keine Rolle. Ihre Kraft entfaltete sich ohnehin besser, wenn man sie mörserete.

„Der Götter Heerscharen, mich zu bewahren vor den Fallstricken des Ogmios.“

Mit der letzten Strophe seines Gesangs war plötzlich auch am Himmel Ruhe eingekehrt. Nichts deutete mehr auf die Ereignisse hin, die sich noch vor wenigen Augenblicken über ihm abgespielt hatten. Trotzdem wollte er sich nicht in Sicherheit wiegen.

Er würde heute laufen, bis die Dunkelheit ein Weiterkommen unmöglich machte. Seine Botschaft war zu wichtig. Das Überleben seines gesamten Stammes hing davon ab.

*

Zeit: Gegenwart

...

„So, hier endet der Weg. Den Rest müssen wir zu Fuß zurücklegen.“ Tristan zog die Handbremse an und schnallte sich ab. „Das GPS sagt, die Ausgrabung liegt ungefähr einen Kilometer entfernt von hier. Hoffentlich schaffen wir es noch, ohne nass zu werden.“

„Meine Großmutter hätte jetzt gesagt: Wir sind doch nicht aus Zucker!“, entgegnete Alana. „Und zur Not stellen wir uns unter. Das Ausgrabungszelt ist schließlich groß genug.“

Tristan legte die Stirn in Falten. „Wenn sie uns unterstellen lassen ...“

„Ich denke schon. Ich habe da eine Vermutung.“

Es gab keinen richtigen Weg. Sie liefen querfeldein, ü-

berstiegen umgestürzte Bäume und einen Bachlauf. Der Laubboden unter Tristans Füßen gab bei jedem seiner Schritte nach, als liefe er auf einer riesigen Matratze. Von typischer Waldkühle war hier nichts zu spüren; bereits nach wenigen Metern strömte ihm der Schweiß den Rücken hinab. Alana stapfte neben ihn. Ein entspannter Ausdruck lag auf ihrem Gesicht. ‚Warum schwitzt sie nicht?‘, fragte sich Tristan und wischte mit einem Taschentuch über seine Stirn. Ein Eichelhäher flatterte krächzend auf, als Tristan einen fingerdicken Ast zertrat.

„Ich glaube, da vorne ist es!“, sagte Alana. Und tatsächlich, keine 100 Meter vor ihnen schimmerte der weiße Zeltstoff durch die Bäume. Knöchelhohes Gras kündigte die Lichtung an.

Ein paar der jungen Männer, die wie Studenten auf Tristan wirkten, schienen ihre Ankunft bemerkt zu haben. Alana winkte ihnen kurz und legte ihren Finger gestisch auf ihre Lippen. Dann ließ sie Tristan stehen, schlich sich vorsichtig an einen Mann heran, der ihnen den Rücken zuwandte und hielt diesem von hinten ihre Hände über die Augen.

„Ein bisschen mehr Tempo beim Graben, wir sind hier nicht beim History-Channel!“, rief Alana, in einem Tonfall, der Tristan signalisierte, dass es sich dabei um einen Insider-Witz Neudeutsch *Running-Gag* handeln musste. Tristan merkte wie sich etwas in ihm zusammenzog. Ein weiterer Mann in Alanas Leben.

Er hielt sie an der Hüfte umfasst, als sie zu Tristan zurückkamen.

„Darf ich die Herren miteinander bekannt machen? Tristan, das ist Tommy Jones, wissenschaftlicher Assistent an der Universität Bamberg, Fachbereich Archäologie, bürgerlicher Name Thomas Greiner, Tommy, Tristan Wagner Geologe von der Universität Erlangen.“

Der Mann in Outdoor-Hose und verschwitztem Nato-Unterhemd trug einen ledernen Cowboyhut. Auf Tristan wirkte es, als klemmte er sich sein Schreibboard lieber umständlich unter den Arm als Alanas Hüfte freizugeben. Sie schüttelten sich die Hände.

„Angenehm“, sagte Tristan in dem Bewusstsein, dass es sich um eine dicke Lüge handelte.

„Wo hast du die ganze Zeit gesteckt? Und vor allem, hat es dich doch wieder zurück zur Archäologie verschlagen oder willst du uns lediglich ein bisschen auf die Finger schauen?“, wandte Tommy sich wieder an Alana.

Tristan hatte keineswegs vor, das fünfte Rad am Wagen zu spielen. Also schaute er sich etwas um. Einige Studenten waren direkt mit Graben beschäftigt, andere pinselten Fundstücke sauber oder sortierten Artefakte auf den bereitgestellten Tischen.

„Einer meiner Studenten hat uns auf die richtige Spur gebracht“, sagte Greiner. „Pfostenlöcher von Hütten aus der La-Tène-Zeit. Das war unser Ausgangspunkt. Wir sprechen hier wahrscheinlich über ein mittelgroßes Dorf mit allem, was dazugehört. Die Ansiedlung existierte vermutlich über viele Jahrhunderte hinweg. Die Bebauung hat sich immer wieder geändert. An einer Stelle zum Beispiel haben verschiedene Häuser gestanden. Teilweise scheinen die Löcher der Eckpfosten ziemlich unstrukturiert gesetzt. Mein Team ist dabei, diese einer bestimmten Chronologie zuzuordnen.“

„Ihr Team?“, fragte Tristan.

„Sozusagen, ich bin der stellvertretende Ausgrabungsleiter.“

„Und von einigen unregelmäßig verteilten Löchern schließen sie auf eine Keltenbesiedlung?“

Alana lächelte. „Tommy, Tristan ist Geologe.“

„Ach ja. Dann muss ich wohl etwas weiter ausholen. Es

geht um Schichten. Die Schicht, oder einfacher gesagt, die Tiefe, in der wir manche Artefakte finden, zeigt uns die Zeit an. Genaueres ergibt dann erst die radiologische Auswertung. Die Art der Fundstücke, ob Schüssel oder Waffe, ob Werkzeug oder Schmuck, gibt Hinweise auf die entsprechende Kulturperiode und auch, in welcher Zeit sie hergestellt und genutzt wurden. Ob es sich bei einer Waffe um ein Lang- oder Kurzschwert handelt, ist zum Beispiel ein wichtiger Indikator. Oder Ritztechniken zur Musterzeichnung, später Malerei auf Töpferware.“

Tristan war der überhebliche Ton in Greiner Stimme nicht entgangen, ebenso wenig wie dessen Zurschaustellung seines durchtrainierten Körpers, ein Aspekt mit dem Tristan in keinsten Weise konkurrieren konnte. Sein Gegenüber schien keine Gelegenheit auszulassen, wie zufällig über seinen definierten Bizeps und Trizeps zu streichen oder durch eine Dreh- oder Rollbewegung der Hand seine Unterarmmuskeln spielen zu lassen. Lächerlich. Und trotzdem schien es Tristan, als könnte ihnen dieser Unsympath noch von Nutzen sein. Ein potenziertes Pater Benedikt, das Ebenbild eines römischen Gladiators.

„Seltsamerweise“, wandte sich Greiner wieder an Alana, „scheint hier vor ca. 2200 Jahren die Besiedlungsperiode plötzlich zu enden. Es sieht so aus, als wäre das Dorf von einem Tag auf den anderen verlassen worden.“

„Warum endete die Besiedlung des Dorfes ihrer Ansicht nach?“, fragte Tristan.

Greiner sah in an. Sein Blick hatte etwas Herausforderndes, wie Tristan fand.

„Ich habe keine Ahnung. Aber vielleicht haben Sie ja ein geologisches Erklärungsmuster parat?“

Tristan zuckte mit den Schultern.

Greiner hob das Absperrband ein wenig an, glitt mit einer geschmeidigen Bewegung hindurch und sprang in

den dahinter liegenden ausgeschachteten Bereich.

„Tun Sie sich keinen Zwang an, Herr Geologe, immer runter mit ihnen“, rief er von unten.

„Hier!“ Greiner deutete mit dem Zeigefinger auf die untere Grabungsgrenze. „Das ist die Schicht vor der Besiedlung. Ab hier finden sich Besiedlungsanzeichen mit den erwarteten Artefakten. Und hier“, er zeigte auf eine einige Zentimeter dicke schwarze Schicht, „bei einer Marke von 40 Zentimetern Tiefe haben wir Asche.“

„Sie meinen, hier ist etwas verbrannt?“, sagte Tristan.

„Und zwar so was von verbrannt, da machen Sie sich kein Bild von. Sicher, die damalige Bauweise mit offenen Feuern in den Hütten war aus heutiger Sicht alles andere als brandschutzkompatibel. Wir finden oft Spuren von Asche oder Verkohlungen, aber dann wirklich lokal begrenzt und nie in dieser Schichtstärke. Unsere komplette Ausgrabungsstätte ist davon durchzogen. Und wie es aussieht, gehe ich jede Wette ein, dass sich das weit über unser Areal hinaus fortsetzt.“

„Was sagten Sie, wann diese Schicht ihrer Einschätzung nach entstanden ist?“ Tristan fuhr mit den Fingern über den dunklen Bereich. Etwas Asche blieb an seinen Fingerspitzen kleben. Er zerrieb sie vorsichtig und roch daran.

„Die Radio-Carbon-Methode weist auf das Jahr 206 oder 207 vor Christus hin. Irgendein Wald- oder Steppenbrand. Aber haben Sie eine Ahnung, was *das* hier sein könnte?“

Greiner kratzte ein wenig in der Ascheschicht und holte ein kleines kugelförmiges Gebilde heraus. Er hielt es Tristan hin.

„Ferrosilikate, kein Zweifel. Und so etwas zieht sich durch den kompletten Bereich der Schicht von 207, den sie freigelegt haben?“

„Kann man so sagen“, gab Greiner zurück.

Alana trat näher an Tristan heran. „Meinen Sie, das könnte ihre Theorie bestätigen?“

Greiner zog eine Augenbraue hoch. „Was für eine Theorie? Ich glaube, ich bin nicht ganz im Bilde.“

Tristan räusperte sich. Vielleicht war er gerade im Begriff, den größten Fehler seines Lebens zu begehen, in dem er seine Forschungsergebnisse hier herausposaunte. Aber sein Impuls, sich und seine wissenschaftliche Kompetenz hier vor Alana gerade zu rücken, war stärker.

„Ferrosilikate sind häufig die Reste von Impaktmaterial.“

„Impakt? Sie meinen Meteoriten? Wie bei den Dinosauriern? No way! Nach so einem Einschlag kommt doch erst mal lange gar nichts mehr. Nein, das passt nicht zusammen.“

Alana stand jetzt näher bei Tristan als bei Greiner. ‚Raumvorteil, wie beim Schach!‘, dachte Tristan. Er musste sich nicht einmal sonderlich konzentrieren. Zu oft hatte er sich die Worte für den passenden Moment zurechtgelegt.

„Der Meteorit, der den großen Impakt vor 65 Millionen Jahren im Bereich des heutigen Mexiko ausgelöst hat, besaß einen Durchmesser von ca. 10 Kilometern. Das hatte eine globale Katastrophe zur Folge. Man kann sich beliebig kleinere Meteoriten vorstellen. Im Bereich von einem Kilometer, im Hundertmeterbereich, bis in den Meterbereich. Sternschnuppen zum Beispiel sind winzige Meteoriten im Millimeterbereich, etwa so wie dieses Kügelchen. Wenn ein Brocken mehrere Zentimeter Durchmesser hat, dann ist das in der Nacht schon ein Schauspiel mit hellem Schweif, Blitz und Donner. Letzterer natürlich mit ein bis zwei Minuten Verspätung wegen der Schalllaufzeit.“

„Und was war das hier für ein Brocken?“

„Um das zu untersuchen, sind wir hier.“

Greiner schaute zu Alana.

„Das große Oppidum bei Manching wurde irgendwann in der späten La-Tène-Zeit aufgegeben“, erklärte sie. „Ich kann nicht sagen, ob es da einen Zusammenhang gibt. Sicher ist, als die Römer um 15 vor Christus in das Alpenvorland bis zur Donau einmarschierten, besetzten sie offenbar weitgehend unbewohntes Land.“ Sie hielt ihre Hand unter Tristans und berührte mit der anderen das Ferrosilikat.

„Aber nur hier“, wandte Greiner ein. „Am Bodensee ging es zu der Zeit heftig zur Sache zwischen Kelten und Römern. Letztendlich haben die Römer die Seeschlacht dann doch gewonnen. Hier muss irgendwas passiert sein. Die Kelten waren ein Volk von Kriegern. Die hätten nie einfach so das Feld geräumt.“

„Was ist das?“ Tristan deutete auf einen der Tische, auf dem die Figur eines kleinen Pferdes lag. Es schien reichlich rudimentär bearbeitet, als ob noch einige Arbeitsschritte bis zur Fertigstellung fehlten.

„Ein Pferd, wahrscheinlich zur Ehrung der Göttin Epona“, antwortete Greiner. „Jedoch relativ atypisch. Meist findet man noch die Zeichnung von Mähne, Schweif und Hufen. Die Stücke sind zwar alle noch nicht gereinigt und restauriert, aber die Feinheiten scheinen bei diesem Exemplar völlig zu fehlen. Vielleicht das Übungsstück eines Lehrlings.“

„Oder ein angefangenes Stück, das nicht fertig gestellt wurde, weil das Dorf schnellstens geräumt werden musste!“, sagte Tristan, mehr zu sich selbst.

„Tommy“, fragte Alana, „habt ihr bei der Oberflächen-sichtung der Gegend hier irgendwelche auffälligen Strukturen entdeckt?“

„An was denkst du konkret?“ Greiner nahm seinen Hut

ab und strich sich über sein leicht verschwitztes Haar.

„Runde oder ovale Strukturen, ringförmige Gebilde oder etwas Ähnliches“.

„Lass uns rübergehen!“, antwortete Greiner.

„Hier, hier und dort!“ Er tippte auf verschiedene Stellen der Karte. „Ein paar kleinere ringförmige Erdwälle, hier ist ein größerer und hier“, er wies auf den Tüttensee, „ein ganz heftiges Gerät.“ Tristan verzog das Gesicht. Der Archäologe sollte ruhig seine Scherze machen. Für ihn als Geologe stand fest, dass der Tüttensee ein ganz heißer Kandidat für einen Einschlag größeren Kalibers war.

„Ich denke wir sollten uns jetzt langsam“

Tristan wurde jäh durch ein starkes Dröhnen unterbrochen. Es schien von irgendwo über ihnen zu kommen. Greiner reagierte als Erster und stürmte zum Zeltein-
gang.

Über der Lichtung knapp oberhalb der Baumwipfel standen zwei Hubschrauber.

„Diese Idioten!“, brüllte Greiner, die wirbeln uns hier unten alles durcheinander.“ Er gestikuliert wild mit den Armen. „Macht, dass ihr verschwindet, verpisst Euch!“

Die beiden dunklen Fluggeräte setzten sich in Bewegung und schwebten beinahe gespenstisch langsam wie es Tristan vorkam, bis über die ausgeschachtete Grabungsstelle.

„Verdammt, was soll der Scheiß?“, schimpfte Greiner weiter, „Wer zum Teufel glauben die, dass sie sind?“

Tristan dunkelte mit seiner Handfläche den Blick nach oben ab. Wenn er es richtig erkennen konnte, besaßen die Helikopter keine Zeichnung, also kein Logo und keine Buchstaben/Ziffer-Kombination. Die Scheiben wirkten auf die Entfernung getönt.

Einige der studentischen Helfer versuchten bereits, die Fundstücke provisorisch mit Planen zu bedecken. Der

von oben kommende Luftstrom erschwerte die Aufgabe jedoch erheblich. Immer wieder wurde das Provisorium von Böen erfasst, unter denen es sich aufblähte. Als die Studenten bereits aufgeben wollten, stiegen die zwei Maschinen plötzlich senkrecht nach oben, beschrieben einen Bogen und verschwanden so überraschend wie sie gekommen waren.

Greiner schien bemüht, sich einen Überblick zu verschaffen, ob Fundstücke in Mitleidenschaft gezogen worden waren.

„Ohh, Tommy, es tut mir so leid. Können wir irgendwie helfen?“, fragte Alana.

Greiner schüttelte den Kopf und spuckte auf den Boden.

„So eine ignorante Schweinerei habe ich schon lange nicht mehr erlebt. Ich möchte bloß wissen, wer hinter der Aktion steckt. Sie werden nicht zufällig von der Polizei gesucht, Herr Geologe?“

„Komm Tommy, das ist nicht fair!“, unterbrach ihn Alana. „Du weißt, dass Tristan nichts mit der Sache zu tun hat.“

Greiner nahm zum wiederholten Male seinen Hut ab.

„Ja, sorry, tut mir leid. Du hast ja Recht. Entschuldigen Sie, Tristan. War nicht so gemeint.“ Er streckte seine Hand aus.

Tristan zögerte einen Moment, dann schlug er ein. „Wenn wir nicht weiter behilflich sein können, würden wir uns jetzt auf den Weg machen. Wir haben heute noch einiges vor.“

Der Archäologe nickte. Dann murmelte er: „War schön, Dich wiederzusehen, Alana. Tristan!“

Die Wolkenwand kam näher. Die Luft war jetzt deutlich schwüler geworden. Wenn Tristans Berechnungen stimmten, befand sich eine von Greiners Ringstrukturen etwa zwei Kilometer von ihnen entfernt sein. Sie waren

jetzt auf GPS und Karte angewiesen. Die Bäume standen zu dicht, um sich per Sicht zu orientieren.

„Gut, dass wir bei Ihrem Studienkollegen vorbeigeschaut haben“, sagte Tristan und wischte sich mit einem Tuch den Schweiß von der Stirn. „Das hat uns doch ein ganzes Stück weitergebracht, finden Sie nicht?“

„Oh ja, Tommy ist toll.“

Das war die Art Antwort, die Tristan befürchtet hatte.

„Was sagte er noch, welche Zuständigkeit er hatte, *stellvertretender* Ausgrabungsleiter?“, fragte er weiter.

„Ja, sagte er“, gab Alana zurück.

Tristan steckte sein Tuch wieder ein.

„Nun ja, da können wir ja froh sein, dass *wir* keinen über uns haben. Wir sind unser eigener Herr.“

„Sind wir in einem Hahnenkampf, Herr Geologe? Bitte verschonen Sie mich damit.“

...

Ende der Leseprobe

Das Post Scriptum Gottes

„Auftritt in 30 Sekunden!“ Der Garderobier mit dem weiblichen Singsang klatschte hektisch in die Hände. Dabei hatten alle – Models, Schneider und Hilfskräfte – ohnehin schon die Grenze der nervlichen Belastung überschritten.

„Du gehst nirgendwohin“, knurrte der Unbekannte im grauen Zwirn. Vor Angst hyperventilierend und mit weit aufgerissenen Augen saß die kaum 20jährige Schönheit in ihrem Designer-Kleidchen vor ihrem Schminktisch. Mehr Haut als Stoff zierte das Model. Ein Traum aus Seide, geschmückt mit Federn und kunstvollen Swarovski-Kristallen.

„Allez-hop, Mademoiselles! Aufstellung, Aufstellung!“
Aber Cynthia Holmes

wagte nicht, sich zu rühren. „Die Liste“, zischte der Unbekannte. „Aber ...“, stieß sie unsicher hervor. „Kein ‘aber’. Wenn du je für irgendetwas von deinem Wohltäter zum Top modell gemacht wurdest, dann dafür. Der schnelle Aufstieg kann auch ganz plötzlich zu Ende sein.“ Eisig fuhr der Scheck in ihre Glieder. „Ja, aber wie?“, fragte Cynthia fröstelnd. „Einem hübschen Küken wie dir wird schon was einfallen. Ob du dich durchschläfst oder deine Nagelfeile nimmst, ist mir scheißegal.“ „Cynthia, du Plaudertasche“, hüpfte der Garderobier aufgeregt auf sie zu. „Avanti, avanti, du willst doch nicht die Show schmeißen?“

„Ich komme“, antwortete sie und erhob sich vorsichtig von ihrem Stuhl. Jeden Augenblick darauf gefasst, dass der Unbekannte sie packte. Doch er sah sie nur durchdringend an. Im nächsten Moment lächelte Cynthia Holmes. Trug stolz das kleine, aber unbezahlbare Designerkleid und stöckelte selbstbewusst auf ihren langen gebräunten Beinen davon. In goldenen Stiletos, die mit

langen Riemchen kunstvoll um ihre schlanken Unterschenkel geflochten waren, schritt sie über den Laufsteg. Die Zuschauer verschwammen im Licht der Scheinwerfer. Doch das Model ahnte, dass es darunter Augenpaare gab, die nicht an Mode interessiert waren, sondern darauf achteten, dass sie ihren Teil des Vertrages erfüllte, der den Anfang ihrer Karriere begründet hatte. Elegant schritt Cynthia den Catwalk entlang. Kurzer Stopp. Kopf zurück. Wendung. Und wieder zurück.

Letzte Drehung.

Lächeln.

Abgang.

Kurze Zeit später stand das Model erneut zwischen unzähligen Kleiderständen und schlüpfte mithilfe einer Schneiderin in das nächste Kostüm. Mit Nadel und Faden zwischen den Lippen passte sie das Modellkleid gleich an. Pulsierende Musik, die neuesten Kreationen bekannter Modeschöpfer, ein besonderes, nämlich besonders betuchtes Publikum, traumhafte Models, reiche Männer; all das verursachte üblicherweise ein Prickeln in ihr. Heute aber herrschte ein wirres Gefühl von Angst und Unsicherheit. Denn heute würde sie ihren Verlobten betrügen.

*

Thomas Heinrich Wenninghaus, mit Betonung auf Wenninghaus, oder Tom, für seine Freunde. Allerdings mit einer großzügigen Ignoranz auf Heinrich, dem Namen seines verstorbenen Großvaters, den er zu seinen Ehren weitertragen musste. Doch man kann gewisse Dinge auch im Stillen ehren, sagte Tom immer, wenn jemand so vertraut mit ihm wurde, dass er oder sie diesen ungeliebten Vornamen ausgegraben hatte. Damit war das Thema für ihn abgeschlossen.

„THW, zum Chef!“, rief jemand durch die Tür des Großraumbüros. Tom nahm das aber nicht wahr. Mit

glasigen Augen las er den neuesten Aufmacher einer Konkurrenzzeitschrift über das historische Porzellandesign von Fanny Garde, der Manufaktur Royal Copenhagen. Mit eher geringem Interesse registrierte Tom, dass diese Schöpfung als Dänemarks Nationalservice betrachtet wurde. Geschirr war nicht sein Steckenpferd, aber er musste wissen, was der Markt der Antiquitäten und Kleinodien gerade für wichtig hielt. Schließlich hatte er sich als Quereinsteiger nach dem Abbruch seines Geschichtsstudiums als Journalist bei ‚Amphore‘, dem Fachblatt für Antiquitätenhändler und Kunsthistoriker, hochgearbeitet.

„Tom“, flüsterte ihm eine Kollegin zu, „du solltest den Chefredakteur nicht warten lassen.“ Ohne sie anzusehen, fragte er: „Sag mal, wann hatten wir das letzte Mal was mit edlem Geschirr aus dem 18. oder 19. Jahrhundert?“ Doch ihr Mund formte eindeutig aber lautlos: „Chef!“

„Der Chef?“, fragte Tom tonlos zurück, sichtlich verwirrt. Die Kollegin nickte.

„In welcher Ausgabe?“ Sofort rief er die Suchmaschine der Redaktion im Intranet auf.

„Wenninghaus!“, tönte es lautstark durch den Raum. Die Augen der Kollegen wanderten zwischen Tom und dem Chef hin und her. Tom reckte den Kopf und fragte unbekümmert: „Sie haben gerufen?“ Doch der war schon wieder in seinem Büro verschwunden, die Tür auffordernd an die Wand knallend.

Einige der Anwesenden schüttelten den Kopf, andere pressten die Hand vor den Mund, damit man ihr gehässiges Lachen nicht sehen konnte. Tom packte seine Schreibmappe und machte sich auf den Weg, vorbei an Dutzenden von Schreibtischen mit den unvermeidlichen Gummibäumen. Tom achtete nicht auf die neugierigen Blicke, sondern kramte in seinen Notizen, damit er dem Chefredakteur sofort von der Porzellangeschichte erzäh-

len konnte.

„Sie haben nichts gelernt, schreiben mittelmäßige Berichte und tingeln durch Bibliotheken und Museen, um Ihre diversen Studentenliebschaften aufzufrischen“, fuhr der Chefredakteur Tom mit hochrotem Gesicht an. „Jeder da draußen“, dabei zeigte er ungefähr in die Richtung des Fensters, durch das er das Großraumbüro überwachen konnte, „hat mehr gelernt und an Erfahrungen mitgebracht als Sie. Trotzdem treibt mich ein irrsinniger Impuls dazu, gerade Ihnen diesen Auftrag zu geben, ich muss verrückt sein!“

„Sie meinen das Kaffeehausgeschirr der Dänen?“, fragte Tom vorsichtig.

„Häh?“

Der Gedanke, dass sein Mitarbeiter nicht ganz richtig im Kopf sein könnte, stand dem Vorgesetzten regelrecht ins Gesicht geschrieben. Bevor er sich weitere unpassende Bemerkungen anhören musste, fuhr der Chef fort: „Comte Lafayette ist tot.“ Der Chefredakteur hielt seinem Mitarbeiter ein schlecht leserliches Fax unter die Nase.

„Lafayette, der Kunstsammler?“, fragte Tom.

„Das habe ich erwartet: Sie wissen sofort, wovon ich spreche.“

„Natürlich sagt mir der Name etwas. Wir hatten doch vor fünf Jahren, ich hatte gerade bei Ihnen angefangen, einen Artikel über ein paar seltene spanische Duellierpistolen mit Silberbeschlagen, die bei Christie's gehandelt wurden.“ Tom hielt kurz inne, um nachzudenken, dann fuhr er fort: „Der Käufer war, glaube ich, der Franzose. Keiner konnte ihn für ein Interview bekommen, so blieb nur ein Artikel aus dem Off. Er soll ziemlich zurückgezogen leben ... äh ... gelebt haben.“

„Irgendwo bei Limoux. Südfrankreich. Kommen Sie noch vor der Auktion an Fotos und Geschichten zu seiner Sammlung.“

„Wie?“

„Machen Sie sich an die Erben ran.“

„Die Erben?!“

„THW! Mann! Gehen Sie Ihrer Nase nach! Spielen Sie Detektiv! Das ist Ihr Abenteuer“, schwärmte der Chefredakteur. „Das wäre eine Aufgabe nach meinem Geschmack. Aber ich muss leider hier bleiben.“

„Und die Kosten?“

„Quittungen. Und, THW, übertreiben Sie es nicht.“

Tom schnappte sich das Fax, das ihm sein Chef noch immer unter die Nase hielt und versuchte, die unleserlichen Hieroglyphen zu entziffern. „Machen Sie die Tür zu, wenn Sie gehen, ich habe zu arbeiten.“

Als THW zu seinem Schreibtisch zurückkam, war das dänische Geschirr vergessen. Er suchte im Internet sofort fieberhaft nach dem Original des Zeitungsartikels.

„Lafayette, Kunstsammler, Limoux, Christie's ...“, murmelte Tom, als er auf den Flachbildschirm starrte. „Wie soll ich da den Erben rauskriegen, muss hinfahren, irgendeine Behörde für Erbschaftsangelegenheiten aufsuchen ... Chris-tin!“

„Christin?“, fragte Kollege Herbert von rechts und bemühte sich, den Namen möglichst französisch klingen zu lassen. „Wer ist denn das? Eine Urlaubsbekanntschaft?“ Tom sah ihn nur gedankenverloren an.

„Was sagt nur deine Freundin dazu, Tom?“ Kollegin Dagmar zu Toms Linken schüttelte tadelnd den Kopf. Er fuhr herum: „Welche?“ Herbert kicherte. Von links kam eine empörte Unmutsäußerung.

„Wie halten das die armen Frauen bei dir nur aus?“, setzte Dagmar nach. „Du kennst dich mit dem Porzelandesign im königlichen Dänemark aus, weißt

aber bestimmt nicht, dass zum Candle-Light-Dinner auch eine Kerze gehört.“ „Wieso ...?“ Tom verstand kein Wort. „Weil wir auch schon ein Probeessen hatten“,

brummte sie mit überzogen
traurig klingender Stimme.

„Wenn du eine zu viel hast“, zog ihn Herbert von rechts auf, „ich kann Kerzen ganz elegant, sozusagen aus der Hüfte, entzünden. Du darfst meine Nummer jederzeit weitergeben.“ Tom wusste nicht, worauf er zuerst antworten sollte.

„Alles Schufte“, brummte Dagmar weiter vor sich hin, als sie sich erneut ihrem Bildschirm widmete. „Aber“, setzte Tom an, „Christin ist eine ehemalige Studienkollegin und sie ist jetzt ...“

„Ja, ja“, unterbrach Herbert, „du hattest während deines abgebrochenen Akademikerstartversuchssemesters mehr ... Studienkolleginnen ...“, er betonte die Bezeichnung ungehörig lasziv, „als ich während meines ganzen Studiums, sämtliche Praktika und Volontariate eingeschlossen.“ Dagmar murmelte nur: „Schufte, alles Schufte.“

„Ich war vielseitig interessiert und Christin ...“, versuchte er es wieder. „... war Vollblutfranzösin?“, vervollständigte Herbert den Satz. „Ja, woher weißt du das? Und außerdem war sie interessiert an ...“

„... an Schuften“, warf Dagmar ein. „Nein, nicht am Schuften“, korrigierte Tom, „sondern an den Werken des französischen Malers François Clouets.“ „Das ist doch der mit den nackten mittelalterlichen Frauen.“ Herbert horchte grinsend auf.

„Christin sagt, der mit der ersten selbstbewussten Darstellung der Frau, aber ...“, erklärte Tom.

„... aber?“, unterbrach ihn Dagmars strenge Stimme.

„Aber was?“

„Mich interessiert mehr, was du zum Selbstbewusstsein der Frauen zu sagen hast“, hakte sie nach.

„Das sagt Christin, die jetzt Leiterin eines Museums ist“, sagte Tom, froh, den Kern seiner Information end-

lich herausgebracht zu haben.

„Dann ist sie bestimmt eine selbstbewusste Frau“, zog ihn Herbert fröhlich weiter auf.

„Und Schuft bleibt Schuft“, hörte Tom noch von der anderen Seite, aber er verzichtete auf weitere Erklärungen, zog sein abgegriffenes Adressbuch aus dem Jackett und nahm den Hörer ab. Umständlich wählte, wartete und kämpfte er sich, lautstark französisch fränkelnd, durch die Leitung.

„Oui! Oui! Christin! ...“, hallte es durch das Großraumbüro. Schließlich Stille.

„Mist“, sagte Tom, als er auflegte, „sie wohnt nicht mehr im Studentenwohnheim.“

„Warum sollte eine Frau Magister Museal auch im Studentenwohnheim residieren?“, versetzte Dagmar betont zynisch von links.

„Gute Frage“, dachte Tom laut.

„Tom, du solltest deine alten Beziehungen noch intensiver pflegen“, lächelte Kollege Herbert höhnisch.

„Woher weißt du eigentlich, dass sie im Museum arbeitet?“, fragte Dagmar. Dann strahlte sein Gesicht plötzlich, als hätte er eine Erleuchtung. Ohne ein weiteres Wort hackte er auf seine Tastatur ein. Nach ein paar Minuten hob er wieder den Kopf und sagte: „Klick und fort!“ Und zu Dagmar: „Dein Hinweis, dass ich ihre E-Mail-Adresse habe, war genial. Woher wusstest du eigentlich davon?“ Sie schüttelte den Kopf und murmelte mehr bei sich:

„Das wusste ich gar nicht! Das Einzige, was ich sicher weiß ist, dass du ein Schuft bist.“ Tom machte sich wieder daran, die Online-Ausgabe der Zeitung zu ermitteln, deren verschwommenes Fax er in Händen hielt. Es schien sich um ein südfranzösisches Regionalblatt zu handeln. Weiter kam er nicht, weil sein Französisch nur für Liebeschwüre reichte.

„Tarammdiedeldü“, meldete das E-Mail-Postfach.

„O, schon Antwort“, freute sich Tom. Sofort waren die Kollegen rechts und links zur Stelle und starrten mit ihm auf den Bildschirm.

„Crapule“, las Tom umständlich. Seine Kollegin gackerte los. Die beiden Männer glotzten sie mit großen Augen an.

„Meine Rede: ein Schuff“, kicherte sie. Aber Tom ließ sich davon nicht irritieren.

„Lafayette war ein bekannter Kunstsammler, der in Südfrankreich sehr zurückgezogen lebte. Es haben sich richtige Legenden um seinen Reichtum gebildet. Wenn man denen glauben darf, liegt in seinem Keller der Heilige Gral gleich neben Aladins Wunderlampe. Viele Kunsthändler, aber auch Museen suchten Kontakt zu ihm, doch der Mann war unnahbar. In den letzten Jahrzehnten hat er nur noch Mittelsmänner auf Auktionen geschickt, wenn millionenschwere Kleinodien gehandelt wurden. Sein Tod gestern kam überraschend. Große Geheimhaltung. Gerüchte sprechen von einem unnatürlichen Tod. Andererseits dürfte er so jung auch nicht mehr gewesen sein. Für diese Info erwarte ich ein romantisches Dinner, dann bringe ich dich sogar bis zu seinem Château. Dort soll der Sternenhimmel besonders schön sein, Christin.“ Zufrieden blickte Tom nach rechts und nach links. „Kollegen, so wie es aussieht, muss ich mich für eine wichtige Dienstreise nach Südfrankreich abmelden.“ Er schaltete seinen Monitor aus, schnappte sich Adressbuch und Fax und tänzelte pfeifend zur Tür hinaus.

*

„Tommi!“, rief die adrette Dame leidenschaftlich, als sie ihm im seriösen grauen Kostüm mit knielangem Rock durch die Eingangshalle des Musée Petite entgegenrannte. Von allen Seiten hallte der Ruf wider. Einzelne Besucher blickten suchend nach der Ursache der Ruhestörung, die sie von den archäologischen Funden des Aude-

Tals ablenkten.

„Mon chère, Tommi!“ Tom lächelte selbstsicher, als er die zierliche Chefin dieses imposanten Museums auf sich zustürmen sah. Weder die strenge Kleidung, noch die vergangenen Jahre hatten ein Gefühl der Entfremdung in ihnen aufkommen lassen. Wie damals lief Christin verliebt auf ihn zu. Es sah aus, als wäre aus der Studentin nie eine erwachsene Frau geworden. Erwartungsvoll breitete Tom seine Arme aus, um die geliebte Freundin zu begrüßen. Gleich einem flatternden Schmetterling, mit Kribbeln im Bauch, schmiegte sie sich an ihn.

„Mon chère, mon amour.“ Küsschen rechts und Küsschen links. Tom genoss die Begrüßung. Doch sie endete im wahrsten Sinne des Wortes schlagartig. Christin riss sich los. Mit ihrer noch vor wenigen Augenblicken so zarten Hand schlug sie Tom ins Gesicht.

„Du Schuft!“, schrie sie. Tom wusste nicht, wie ihm geschah. Einen Herzschlag später lag Christin wieder in seinen Armen und küsste ihn leidenschaftlich. Gleichzeitig spürte er einen Kniff in seinem Po, da riss sich seine alte Freundin schon wieder los.

„Los, komm“, drängte sie. „wir fahren gleich zum Château.“ Tom blieb kaum Zeit, nach Luft zu schnappen.

„Warum die Eile?“, flötete er sie an.

„So ein Schuft wie du kann nicht in meinem Museum bleiben.“ O, wie liebte er ihren französischen Akzent, gleichgültig, ob sie ihn beschimpfte oder mit ihm turtelte. Rasch löste sie sich aus seinen Armen und klapperte auf ihren hochhackigen Schuhen energisch an ihm vorbei zum Ausgang. Für einen Augenblick sah Tom der kleinen burschikosen Frau in ihrem strengen Kostüm hinterher.

Pure Leidenschaft, dachte er und setzte sich schnell in Bewegung, um ihr artig zu folgen, denn er wollte nicht schon wieder ihren Unmut auf sich ziehen. Kaum aus der

Tür, ergriff sie verstohlen seine Hand und sie gingen, verliebt wie einst, zum Leihwagen, den der Journalist am Flughafen gemietet hatte.

„Du fährst“, ordnete Christin unmissverständlich an.

„Du kennst dich hier besser aus“, entgegnete Tom.

„Aber deine Hände sollen sich ausschließlich mit dem Lenkrad beschäftigen, mon chère.“

Als beide im Fahrzeug saßen – ein kleines spritziges Cabrio – strahlte Tom, das Lenkrad fest umfasst, seine Freundin an. In freudiger Erwartung eines romantischen Tages betätigte er den Knopf, der das Verdeck öffnete.

„Du bist noch genauso schön ...“

„Nicht reden“, unterbrach ihn die Museumschefin. „Die D118 nach Carcassonne.“ Sie suchte im Radio einen Sender mit melancholischen Chansons. Christin tat so, als würde sie konzentriert zuhören. Also schwieg auch er und folgte der Straßenbeschilderung nach Nordwesten, vorbei an gemütlichen Cafés und kleinen Parks. Tom fühlte sich wie in einer anderen Welt, als er durch die engen Gassen fuhr. Später, als sie die Landstraße nach Carcassonne, vorbei am Menhir ‚La Pierre Droite‘, einem 11-Tonnen-Block aus der Jungsteinzeit, hinaus fuhren, spürte Tom permanent Christins Blick wie von einem Brennglas fokussiertes Sonnenlicht auf seiner rechten Wange. Er hörte förmlich ihre Gedanken, wie sie rätselten, was aus dem einstigen Liebhaber geworden war und wie sie heute zu ihm stehen sollte. Ruhig, aber angefüllt mit der Spannung ungestillter Neugier über den jeweils anderen, rollte das Cabrio gemächlich durch die Arkaden. Der Fahrtwind, der sanft über die Windschutzscheibe nach oben strich, wirbelte zärtlich durch ihre Haare. Christins brünettes, sorgfältig hochgestecktes Haar löste sich unter den beharrlichen Angriffen der Luftströmung. Wilde Locken sprangen aus der Umklammerung zahlreicher Haarspangen, hüpfen über die Nase der Museumschefin

und flohen dann nach hinten. Als hätte sie den Anspruch auf ein steifes und korrektes Äußeres, wie es in ihrer Position erwartet wurde, plötzlich aufgegeben, löste sie ihre Haarpracht. Gleich einem Strudel freigewordener Leidenschaften hüllte sie ihr zartes Gesicht in wildes Chaos. Genüsslich strich sie die Locken zurück, damit sie im Fahrtwind wehen konnten. Dadurch wurde Tom abgelenkt. Sekundenlang starrte er in ihre hellen grünen Augen. Sog die Lebendigkeit, die sie ausstrahlten, in sich hinein. Blickte auf die roten Lippen, deren Berührung er nur zu gut kannte und in diesem Augenblick schmerzhaft vermisste. Ihr markantes, Willensstärke ausstrahlendes Kinn, das sanft in ihren zarten Hals floss, ließ in Tom die Erinnerung und tiefe Gefühle an viele romantische Abende wieder auferstehen. Polternd ratterte das rechte Vorderrad über den Schotter am Straßenrand. Tom erwachte aus seinen Träumereien. Doch Christin war schneller und griff ihm ins Steuer. Knapp verfehlten sie den nächsten Baum. Erschrocken trat Tom mit aller Kraft auf die Bremse. Da sie nicht allzu schnell unterwegs waren, blieb der Wagen nach wenigen Metern stehen. Doch der Schwung reichte aus, um Christin mit einem Schreckschrei nach vorne zu schleudern, bevor der gespannte Sicherheitsgurt sie zurückwarf. Völlig aufgelöst erwiderte Tom den Blick seiner Begleiterin, die ihn mit erschrockenen Augen unter den zerzausten Haaren, die ihr wild ins Gesicht hingen, anstarrte. Ihr noch vom Schrei geöffnete Mund war zu viel für Tom. Sofort stürzte er sich auf Christin. Presste seine Lippen auf ihre. Christin reagierte unmittelbar. Bog und streckte auch ihren Körper, soweit es der Gurt zuließ, und bot ihren Mund dar. Genoss seine Liebkosungen auf ihren Wangen bis hinauf zu ihren geschlossenen Augen und wieder hinunter zum Hals.

„Mon chère, Tommi“, stieß Christin hervor. Tom deutete

diesen Ruf als Einladung und suchte, hektisch atmend, mit seinen Lippen weitere sinnliche Wege über Christins Gesicht. Doch der Sicherheitsgurt war unerbittlich. Augenblicklich wollte Tom sich losschnallen. Christin nutzte diese kurze Pause, umfasste mit beiden Händen zärtlich das Gesicht ihres Begleiters und sagte mit der sinnlichsten Stimme, die sich Tom vorstellen konnte: „Non, mon chère Tommi.“ Mit einer Mischung aus Enttäuschung und Verständnis blickte er sie an. Dann lächelte er kurz, setzte sich wieder bequem in seinen Sitz und gab Gas.

„Was weißt du von Lafayette?“, fragte er sachlich, froh, das Thema wechseln zu können.

„Nicht viel mehr, als in der Zeitung stand“, antwortete sie schnell und konzentrierte ihren Blick nun auf den Verlauf der Straße. Die Schönheit der südfranzösischen Allee schien von einem Moment auf den anderen keinen Einfluss mehr auf die beiden zu haben. Über die sich bereits rötlich einfärbende Sonne, die einen wundervollen Sonnenuntergang ankündigte, sprach ebenfalls niemand. „Nur, dass er ein leidenschaftlicher Kunstsammler war. Viele unbekannte Stücke sollen in seinem Keller lagern.“

„Hatte er ein bestimmtes Fachgebiet, auf das sich seine Sammlung bezog?“

„Non, nicht, dass ich wüsste“, schüttelte Christin den Kopf, „man glaubt, dass sich verschollene Originale großer Meister wie auch seltene etruskische Vasen in seinem Besitz befinden, äh ... befanden. Alles durcheinander.“ Tom brummte kurz zur Bestätigung seiner Annahme, dass er sich in diesem Fall vor allem auf seine Nase verlassen musste.

„Es soll alles unter den Hammer kommen?“, fragte er nach. „Oui, bei Christie's in London.“ „Das kann der passionierte Sammler aber nicht verfügt haben.“ „Das war sein missratener Sohn. Der Glückliche erbt alles und

es ist ihm codeegal.“ Solche Verballhornungen wählte Christin nur in den Augenblicken, in denen sie etwas wirklich hasste. „Der Lebemann und Partylöwe schwimmt in Geld. Wahrscheinlich verscherbelt er alles, um seinem Vater posthum noch eins auszuwischen.“

„Kann man mit dem Mann reden? Das sind internationale Kunstschätze, die er in seinen Händen hält, die kann man doch nicht so einfach wegwerfen!“ Der Kunstliebhaber in Tom ereiferte sich, der Journalist Tom aber wurde neugierig. „Das ist wohl das bittere Los der Kinder, die alles haben und alles bekommen“, sagte Christin. „Sein Vater konnte ihn noch mit Ach und Krach zu einem Jurastudium zwingen. Aber seine Kanzlei in Paris scheint nicht zu laufen. Das hat er ja auch nicht nötig.“ Tom schüttelte verständnislos den Kopf. „Hat jemand Einfluss auf ihn? Kann ihn jemand zur Vernunft bringen?“

„Soweit ich weiß, gibt es niemanden“, überlegte Christin. „Er wechselt die Mädchen wie die Enten. Doch ...“ Tom lachte, vor allem, wenn sie in ihrem wundervollen französischen Akzent Sätze hervorbrachte, die eine andere Bedeutung hatten als die ihnen zugedachte. Christin blickte ihn irritiert an.

„Es ist in Ordnung, sprich weiter“, forderte Tom sie auf.

„Ich habe Unsinn geplappert?“

„Nur wunderschönen“, säuselte er.

Christin riss sich sichtlich zusammen und berichtete weiter: „Es scheint ein Model zu geben, mit dem er öfter gesehen wird, schreibt das ‚Boulevard‘.“ „Ein Model“, stieß Tom verächtlich hervor. „Das passt ja. Fremde Federn, fremde Kohle, jung und dumm.“ „Der Beruf eines Models ist sicherlich anstrengender als deiner, mon Tommi“, wies ihn Christin zurecht. „Aber dass sich so ein ... äh ... Model an einen reichen Nichtsnutz hängt, passt

doch ins Klischee, oder?“

„Vielleicht nicht Klischee, sondern Liebe?“, gab sie zu bedenken.

„Ich glaube eher: Partys, Sex und Kokain.“

„Du bist so unromantisch“, beschwerte sich Christin. „Kennst du nicht das Märchen von Cendrillon, von Aschenputtel?“ Tom lachte verächtlich. „Das Frauenmärchen?“ Christin spielte die Empörte. „Frauenmärchen, Frauenfilm. Muss alles mit Romantik nur für Frauen sein? Ich kenne deine romantische Ader gut und kann nicht glauben, dass du das Märchen von Cendrillon als Frauenmärchen bezeichnest.“

„Zumindest ist im Märchen der Prinz der Gute“, versuchte Tom das Thema zu wechseln. „Aber ist der Lafayette-Sprössling in unserem Märchen nicht der Böse? Der die Liebe seines Vaters verkauft?“

„Aber vielleicht rettet ihn das Model eines Tages mit ihrer Liebe?“, schwärmte Christin laut und streckte beide Arme in den Fahrtwind. Tom verkniff sich ein Lächeln.

„Was ist mit der Mutter des Erben?“, fragte er sachlich weiter.

„O, das war tragisch.“ Christin zog ihre Arme wieder ein und verschränkte sie artig. „Sie starb etwa ein Jahr nach seiner Geburt bei einem Autounfall. Fürchterlich!“

„Hat Lafayette seine Frau geliebt?“

„Na ... türlich!“, wollte Christin aufschreien, bremste sich aber rechtzeitig, da sie fürchtete, Tom würde sich wieder über sie lustig machen. „Sie war die einzige Frau in seinem Leben. Danach hat er sich noch mehr zurückgezogen.“

„Wie alt war Lafayette, als sein Sohn geboren wurde?“

„Weiß nicht, Mitte vierzig oder so.“

„Das ist nicht mehr jung“, bemerkte Tom.

„Seine Frau soll es gewesen sein“, sagte Christin. „Jung und schön, vielleicht 24.“

„Das ist wahrlich ein Altersunterschied, den sich viele Männer wünschen. Lass mich raten: Sie war Model?“ Dabei lächelte er seine Begleiterin frech an. Beleidigt verschränkte Christin ihre Arme noch fester.

„Ich sollte dir eine hässliche, dürre Frau wünschen, die keine Widerrede duldet. Aber in die du dennoch hoffnungslos verliebt bist, mon Tommi.“ In diesem Augenblick erschien vor ihnen Carcassonne. Die malerische Stadt war gekrönt durch la Cité de Carcassonne selbst, die wie eine riesige trutzige Festung wirkte. Die Sonne glitzerte auf den Dächern der Türme des Château Comtal. Rund um den Hügel zog sich die wehrhafte Stadtmauer. Vom Anblick allein fühlte sich Tom ins Mittelalter versetzt, als die Herren über das Tal der Aude von ihrer Burg aus noch die alte Handelsstraße vom Atlantik zum Mittelmeer kontrollierten. Jeden Augenblick, so schien es ihm, konnte ein Kreuzritter auf den sanften, mit Weinstöcken bepflanzten Hängen erscheinen oder ein Heer schwerer Kavallerie in Formation auf die Stadt zureiten. Tom war sprachlos.

„Ich lebe gern hier“, schwärmte Christin mit gedämpfter Stimme, als sie spürte, wie ergriffen ihr Begleiter vom Anblick der Stadt war. „Jede Gasse, jeder Winkel ist durchtränkt mit Geschichte.“

„Ist die Burg je erobert worden?“, fragte Tom interessiert, was er sich angesichts der Lage und des Aufbaus nicht vorstellen konnte.

„Tommi, die Burg ist die Stadt“, korrigierte Christin. „Die Altstadt, um genauer zu sein.“ Tom fuhr rechts heran, um besser schauen zu können.

„Nein“, sprach sie weiter, „erst mit dem Aufkommen der Artillerie der beginnenden Neuzeit verloren die hier verwendeten Konstruktionsprinzipien des Burgbaus ihre Bedeutung.“

„Was bedeutet Carcassonne? Hat das was mit den

wichtigen Mauern und Türmen zu tun?“ Christin lächelte.

„Du würdest vielleicht sagen: ja. Die Bezeichnung geht auf die Regentschaft von Madame Carcas im Hochmittelalter zurück. Die Stadt wurde damals von einem feindlichen Heer lange belagert. Die Vorräte waren aufgebraucht und Hunger machte sich breit. Da beschloss die Regentin ein Schwein zu mästen. Als es fett genug war, ließ sie es über die Burgmauern werfen. Der Fürst der Angreifer war von der Tatsache, dass die Vorratskammern der Stadt noch gut gefüllt sein mussten, wenn man offensichtlich noch Schweine mästen konnte, derart eingeschüchtert, dass er die Belagerung abbrach. Aus Freude darüber wurden in der Stadt die Glocken geläutet. Das kommentierte angeblich der feindliche Feldherr mit der Bemerkung: Madame Carcas sonne, soviel wie ‚Madame Carcas läutet‘.“

„Ich möchte mit dir jetzt sofort durch die alten Gassen spazieren und die schönsten Weinstuben besuchen“, forderte Tom.

„Non, Tommi“, fuhr sie mit ihrem gestreckten Zeigefinger vor seiner Nase hin und her. „Du biegst hier ab.“ Tom suchte nach der genannten Abzweigung.

„Dort die kleine Seitenstraße?“ „Oui!“ „Die ist gesperrt“, widersprach er angesichts des Verkehrsschildes. „Aber nur dort entlang geht es zum Château Lafayette.“ „Ein THW lässt sich durch ein Schild nicht aufhalten.“ Tom wirkte abenteuerlustig und gab Gas.

Christin jauchzte vor Vergnügen über die Tatsache, mit ihrem ehemaligen Verehrer etwas Verbotenes zu tun.

...

Ende der Leseprobe

Mehr unter:

www.dahingedacht.de
www.michael-milde.de